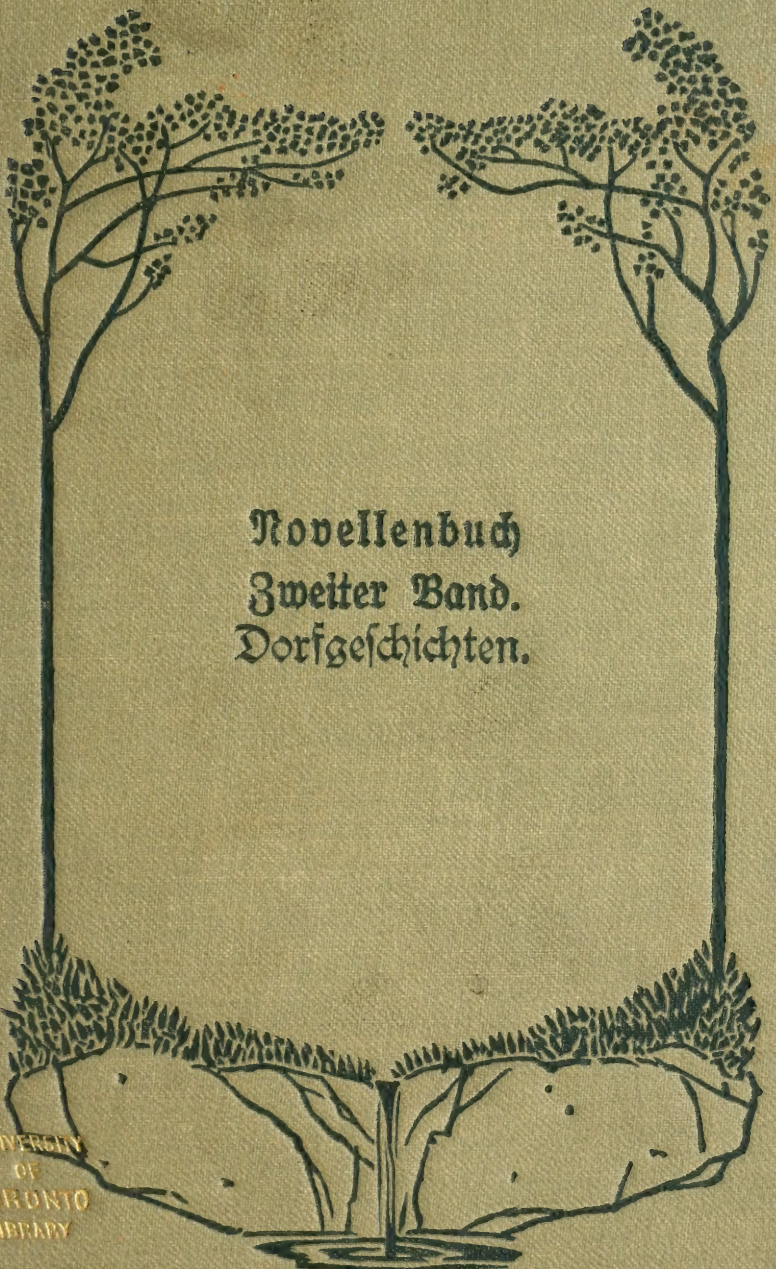

Novellenbuch
Zweiter Band.
Dorfgeschichten.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Hausbücherei

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung

Zehnter Band

Hamburg-Großborstel
Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung
1904

N9387

Novellenbuch

Zweiter Band:
Dorfgeschichten

Ernst Wichert ▫ Heinrich Sohnrey
Wilhelm v. Polenz ▫ Rudolf Greinz

67503
9/1/56

Hamburg-Großborstel
Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung
1904

Inhaltsverzeichnis
zum 1. Bande des Novellenbuches.

	Seite
Vorwort zum Novellenbuch	6—7
Vorbemerkungen zum ersten Bande	8
Meyer, Conrad Ferdinand: Das Amulet	9—111
Wildenbruch, Ernst von: Archambauld	112—138
Spielhagen, Friedrich: Breite Schultern	139—172
Liliencron, Detlev von: Greggert Meinstorff	173—194

Inhaltsverzeichnis
zum 2. Bande des Novellenbuches.

	Seite
Vorbemerkungen zum zweiten Bande . .	6
Wichert, Ernſt: Ewe	7—123
Sohnrey, Heinrich: Lorenheinrich . .	124—144
Polenz, Wilhelm von: Zittelguſts Anna	145—178
Greinz, Rudolf: Simerls guter Tag .	179—199

Jeder Erzählung geht eine kurze Einleitung über Leben und Bedeutung des Verfaſſers voraus.

Vorbemerkungen
zum zweiten Bande.

Die Novelle „Ewe" von Ernſt Wichert iſt mit freundlicher Erlaubnis des Verfaſſers und der Verlagsbuchhandlung abgedruckt aus Ernſt Wicherts Geſammelten Werken Band 16 (Littauiſche Geſchichten) (Dresden – Leipzig: Carl Reißner, 2. Auflage 1900).

„Lorenheinrich" von Heinrich Sohnrey iſt von dem Verfaſſer und der Verlagsbuchhandlung gütigſt zur Verfügung geſtellt aus „Im grünen Klee — im weißen Schnee" (Berlin: Martin Warneck, 1. bis 5. Tauſend 1903).

Der Abdruck von Wilhelm von Polenz' „Zittelguſts Anna" erfolgte mit freundlicher Einwilligung der Erben des Verfaſſers und der Verlagsbuchhandlung aus „Luginsland" (Berlin: F. Fontane & Co., 2. Auflage 1901).

„Simerls guter Tag" iſt mit gütiger Erlaubnis des Verfaſſers und der Verlagsbuchhandlung entnommen aus Rudolf Greinz' Tiroler Geſchichtenband „Über Berg und Tal" (Stuttgart – Leipzig: Deutſche Verlags-Anſtalt, 1899).

Ernſt Wichert:

Ewe.

Ernst Wichert wurde am 11. März 1831 in Insterburg in Ostpreußen als Sohn eines Justizbeamten geboren. Er verlebte den größten Teil seiner Jugend in Königsberg, wohin der Vater versetzt wurde; dort erhielt der Knabe seinen ersten Unterricht, dort besuchte er das Gymnasium und später die Universität, dort brachte er auch den größten Teil seines Lebens als Richter zu. Nur vorübergehend war er in Memel und in dem littauischen Marktflecken Prokuls tätig, und erst 1888 siedelte er als Kammergerichtsrat nach Berlin über, wo er am 21. Januar 1902 starb.

Die dichterische Tätigkeit Wicherts umfaßte Roman und Novelle, Lustspiel und Drama. Die Lustspiele „Ein Schritt vom Wege" und „Der Narr des Glücks" sind über viele deutsche Bühnen gegangen. Seine Stärke liegt aber zweifellos in der Schilderung heimatlicher Verhältnisse der Gegenwart oder Vergangenheit in Novelle und Roman; hier entwickelt er eine besondere Kraft der Anschaulichkeit, der psychologischen Vertiefung, des kulturgeschichtlichen und sozialen Verständnisses. Schildert er in dem dreibändigen Roman „Heinrich von Plauen" den beginnenden Verfall des deutschen Ordens zu Anfang des 15. Jahrhunderts — oder in „Tilemann vom Wege" den Verzweiflungskampf des Ordens gegen die Städte des Weichsellandes — oder in dem großangelegten, wieder dreibändigen Roman „Der große Kurfürst in Preußen" die schmerzvollen

Umbildungen seiner Heimat in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts — immer stellt er uns ein lebendiges und meisterhaft ausgeführtes Bild jener Zeiten und ihrer Menschen vor Augen.

Unter seinen Novellen sind fraglos die „Littauischen Geschichten" die bedeutendsten. Wichert hatte in den Jahren 1860—63 als Richter in dem Marktflecken Prokuls reiche Gelegenheit, die Eigentümlichkeiten des littauischen Stammvolks kennen zu lernen. Die romantischen Verhältnisse, das Urwüchsige dieses vor den Deutschen immer mehr verschwindenden Volkes zogen ihn an, der Mangel an Rechtsbewußtsein, die Häufigkeit von Scheinverträgen und Zeugenbestechungen, Meineiden und Giftmorden beschäftigten lebhaft sein Interesse. So schrieb er aus der genauen Kenntnis dieses zu Grunde gehenden Volkstums Dorfgeschichten von einer psychologischen Gewalt und Stärke, daß sie uns bis ins Innerste ergreifen; und das trotz der größten äußeren Schlichtheit — denn Wichert erzählt, als ob er ein Protokoll für das Gericht schriebe. So sind uns die Menschen einfacher Verhältnisse selten näher gebracht worden, und wenn in diesen kraftvollen Gemälden noch etwas besonders unsere Teilnahme fesselt, so ist es — wie in der monumentalen Erzählung „Ewe" — die Charakterstärke, der Opfermut, die Treue, die Tatkraft seiner Frauengestalten.

Hamburg. Dr. Ernst Schultze.

Ewe.

1.

Das littauische Grenzdorf Naujokat-Peter-Purwins besteht von alters her aus zwei großen und vier kleineren Höfen, die Eigenkathen nicht gerechnet, die auf abgezweigtem Weidelande erbaut sind. Seit unvordenklichen Zeiten saß auf dem hintersten von den beiden großen Höfen die Familie Naujoks, auf dem vordern die Familie Purwins, und von ihnen hatte unzweifelhaft das Dorf den Namen angenommen. Der Zusatz „Peter" war einmal zur Unterscheidung eingeschoben, als auch einer der kleinern Höfe durch Kauf oder Heirat in den Besitz eines Naujoks oder Purwins gekommen war. Übrigens bestand, soweit sich die ältesten Leute erinnern konnten, Feindschaft zwischen den Besitzern der beiden großen Höfe, die gar keinen andern Grund hatte, als daß jede der beiden Familien wegen ihres Besitzes als erste und angesehenste betrachtet werden wollte. Kam es auch selten zu offenem Streit, so fehlte doch nie die Gelegenheit zu eifersüchtigem Übelwollen, und hielt man sich in Worten zurück, so gönnte man einander doch nichts Gutes.

Jetzt war Eigentümerin jenes Hofes die Urte Naujokene, Witwe des vor etwa zwei Jahren verstorbenen Wirts Martin Naujoks, eine Frau in den Vierzigern. Sie hatte keine Kinder, und die Kinder ihres Mannes aus dessen erster Ehe waren sämtlich abgefunden und auswärts angesessen oder im Dienst. War auch infolgedessen das Grundstück nicht schuldenfrei, so galt die Naujokene doch für eine „reiche" Frau, und man fand es ganz in der Ordnung, daß sie trotz ihres vorgeschrittenen Alters viel umworben wurde. Heiratete sie nicht einen Naujoks, so war freilich die alte Beziehung zwischen dem Hofe und der Familie auch äußerlich aufgehoben. Daraus hätte sie sich aber nichts gemacht, wäre ihr nur der Freier genehm gewesen.

Der vordere Hof war noch im Besitz der Purwins, und es hatte nicht den Anschein, als ob sie da so bald aussterben sollten. Der alte Adam Purwins kränkelte zwar, seit er einmal nach dem Verkauf von Flachs betrunken aus der Stadt gekommen, aus dem Schlitten gefallen und die Nacht über im nassen Schnee liegen geblieben war, wollte doch aber das Grundstück noch nicht abgeben und ein Ausgedinge nehmen. Seine beiden Söhne Ansas und Jurgis waren zu Hause und halfen als Knechte in der Wirtschaft, auch die jüngste Tochter Ewe diente beim Vater. Eine ältere Tochter war in der Gegend von

Kinten verheiratet und gut versorgt. Die Frau lebte schon lange nicht mehr.

Das war einer von den Gründen, weshalb die Wirtschaft schon seit Jahren eher zurück als vorwärts ging. Die Hausfrau fehlte, und Ewe konnte das Mannsvolk nicht in Ordnung halten. Sie war auch selbst von leichter Art und so ohne Aufsicht der Mutter aufgewachsen, leidenschaftlich und nicht daran gewöhnt, sich Beschränkungen ihres Willens aufzulegen. Lieber ging sie abends mit den andern Mädchen singend auf der Dorfstraße hin und her, als daß sie zu Hause nach dem Rechten sah, und zur Winterszeit in der Spinnstube wußte sie zwar die schönsten Geschichten zu erzählen und ausgelassene Scherze zu treiben, kam aber mit der Arbeit schlecht vorwärts. Die Magd tat im Stall und in der Klete [1]), was sie wollte, und die alte Gaidullene, die Wohnungsrecht und ein kleines Ausgedinge hatte, nahm sich, was ihr gefiel. So sah man's denn schon dem Strohdach und den Lattenzäunen an, daß die Purwins zurückkamen. Es war auch bekannt, daß Ansas und Jurgis viel mit den Juden verkehrten, welche Waren über die Grenze schmuggelten, auch selbst ritten. Ewe war schon zwanzig Jahre

[1]) Ein besonderes Gebäude zur Aufbewahrung von Vorräten neben dem Hause.

alt geworden, und es hatte ſich noch kein Mann für ſie gefunden. Irgend ein Habenichts konnte da freilich nicht werben. Übrigens behandelte ſie die jungen Burſchen übermütig genug, als ob's ihr gar nicht darauf ankäme, ſo bald die langen, blonden Zöpfe unter das Kopftuch zu ſtecken. Neckte man ſie, ſo ſagte ſie wohl lachend: „Ich hab' ſchon meinen Schatz in Gedanken, und der wird mein Mann, oder keiner." Manchmal fügte ſie auch das Reimſprüchlein bei: „Er hat ein Pferd, ich hab' 'ne Kuh; was ſonſt noch fehlt, gibt Gott dazu." Niemand nahm's für Ernſt.

Mit der Naujokene ſtand ſie nicht auf gutem Fuß. Das ergab ſich eigentlich ſchon von ſelbſt aus der alten Rivalität der Höfe; aber auch ſonſt hätten ſie ſchlecht miteinander geſtimmt. Die Naujokene gehörte zur Sekte der „Frommen", zeigte ein ſtrenges Weſen und ſah meiſt verdrießlich aus. Ewe meinte, ſie ſchneide dem lieben Gott ein Geſicht, weil er ſie täglich älter ſtatt jünger werden laſſe, und ſie gehe nur ſo oft in die „Verſammlungen", um ſich den geduldigſten Mann auszuſuchen. Die Witwe dagegen ſchalt ſie ein leichtſinniges Ding und gab zu verſtehen, daß man ſich nicht wundern ſolle, wenn bei den Purwins „etwas paſſiere". Sie ſprachen beide laut genug, daß man's über die Dorfſtraße hören konnte.

Eines Tages, Anfang September, ſtand Ewe im Garten hinter der Klete und ſchlug mit einer Bohnenſtange die kleinen, rotbäckigen Äpfel vom Baum, die ſich mit der Hand nicht erreichen ließen. Den blauen Rock hatte ſie vorn faltig aufgenommen und unter das bunte Band geſteckt, mit dem die Weſte unter der Bruſt geſchnürt war, und ſo hing er wie eine Taſche, in die ſie nun die Äpfel ſammelte, um ſie dann in den Flechtkorb von Weidenruten auszuſchütten. Sie ſchlug mitunter in der Ungeduld ſo kräftig zu, daß ein ganzer Aſt abbrach; aber das kümmerte ſie wenig: der liebe Gott mochte einen andern wachſen laſſen.

Schon mehrmals war hinter dem Vorratshauſe her ein häßliches, altes Weib bis dicht an den Lattenzaun getreten, um in den Garten zu ſpähen. Das ſchwarze Kopftuch ließ vom Geſicht nicht viel mehr erkennen als die kleinen, ſtechenden Augen, die Habichtsnaſe und den breiten, zahnloſen Mund. Nun klopfte die Alte mit der knöchernen Hand gegen das Querbrett und rief hinüber: „Hole nur nicht im Eifer aus mit der Stange, Töchterchen. Dort ſteht mein Apfelbaum, wie du weißt, und ich will nicht, daß die Früchte ins Gras fallen, bevor ſie reif ſind. Was da am Boden liegt, ſammelt doch der auf, der es findet.“

„Sorge nicht, Gaidullene,“ antwortete das Mäd-

chen, „ich ſchlage nur nach dem, was mir gehört, und ich habe genug Äpfel für den Sommer und Winter. Was von deinem Baum abfällt, iſt wurmſtichig, und meinetwegen mag es im Graſe verfaulen, ich bücke mich nicht danach. Tut's ein anderer, ſo paſſe ihm auf. Ich habe freilich ſagen hören, daß die Gaidullene ſich gerade den Baum mit den ſüßeſten Äpfeln zu ihrem Ausgedinge ausgeſucht hat."

„Wer die Wahl hat, nimmt ſich das beſte Stück," ſagte die Alte, „und die Verſchreibung iſt in allem andern nicht zu meinem Vorteil, das hab' ich alle Tage erfahren. Dein Großvater hat mich überliſtet, als ich ihm vor dreißig Jahren mein Käthnergrundſtück nebenan abtrat. Ich hätte lieber mit dem Peter Naujoks verhandeln ſollen, dem's auch paßte. Wir haben zu viel Branntwein getrunken, bevor wir aufs Gericht gingen, und da war er ſehr freigiebig. Hinterher aber hat er mich gezwackt, wie er konnte. Dein Vater hat's nicht beſſer gemacht und ſich einmal im Prozeß ſogar zwei Scheffel Korn abgeſchworen. Dafür wird der Teufel ſeine Seele greifen. Ich muß auf das Meinige ſehen, ſonſt bleibt mir nur gerade genug zum Verhungern."

Ewe lachte, daß die weißen Zähne in der Sonne glänzten. „Kommſt du wieder auf die alten Geſchichten!" rief ſie. „Ich denke, du haſt nicht zu klagen; denn ich paſſe dir wenig auf. Deine eiſerne

Kuh gibt ſo viel Milch, daß ſich die Leute wundern, und dein Getreide hat ſo gut gereicht, daß du neulich noch einen Sack an den Abroms verkaufen konnteſt. Es geſchah des Abends ſpät über den Zaun, und ich kann nicht dafür, daß ich's zufällig geſehen habe."

Der Alten zitterte das Kinn vor Ärger. „Du liebſt ſpitze Reden, Töchterchen," knurrte ſie, „das wird dir dein Mann abgewöhnen müſſen. Aber Gott weiß, daß du mir unrecht tuſt. Meine Kuh gibt gute Milch, weil ich nicht träge bin, den Pflock täglich dreimal auszuziehen und an anderer Stelle einzuklopfen; das Getreide war ehrlich erſpart, und wenn ich auf meinen Apfelbaum aufpaſſe, ſo weiß ich wohl, wer lieber ſüße Äpfel als ſaure ißt. Damit will ich ſonſt nichts geſagt haben, Töchterchen."

Sie zog ſich hinter die Ecke der Klete zurück. Ewe zuckte die Achſeln und ſetzte trotzig den Mund auf. Die Hand wie ein Dach gegen die Sonne vor die Stirn haltend, lugte ſie zum Wipfel auf und ſetzte die Stange in Bewegung. Dabei ſchwenkte ſie dieſelbe nun wirklich ſo weit rückwärts, daß der Nachbarbaum getroffen werden mußte, und es raſſelten denn auch von dort durch das Laub ein paar Äpfel ins Gras. Sie lachte dazu.

Indeſſen hatte ſich auf der Dorfſtraße mit ziemlich müden Schritten ein junger Mann genähert.

Er trug die blaue, mit vielen kleinen Knöpfen besetzte Tuchjacke der Littauer, ein Beinkleid von weißer Leinwand und eine Soldatenmütze mit Schirm. Seine Stiefel waren bestäubt; an dem Stock, den er über die Schulter gelegt hatte, hing ein Bündel. Er war groß und schlank gewachsen; das kleine Bärtchen über der Oberlippe gab ihm ein keckes Aussehen, und trotz der Müdigkeit hielt er sich gerade. Die kurze Pfeife aber brannte nicht mehr und pendelte mit der Hand, die sie hielt, beim Gehen.

Jetzt, dem Strauchzaun gegenüber, warf er einen Blick in den Garten hinein und stand still. Er beobachtete eine Weile das geschäftige Mädchen, und das Gesicht wurde freundlicher. Dann machte er eine halbe Wendung und trat einige Schritte näher. Eben bückte Ewe sich, um ihre Ernte in den Rock zu sammeln. Sie wurde aufmerksam, richtete sich sogleich wieder auf und ließ den Apfel fallen, den sie gefaßt hatte. „Mikelis," rief sie, offenbar freudig überrascht, „bist du's denn wirklich?"

Der so Angeredete sprang über den flachen Graben, stützte sich auf der Kante vor dem Strauchzaun gegen den Stumpf einer Weide und nickte dem Mädchen zu. „Grüß Gott, Ewe," sagte er; „es ist hübsch, daß du mich nicht vergessen hast."

Sie wurde rot im Gesicht und nestelte den Haken des Mieders zu, der sich über der vollen Brust bei

der Arbeit gelöſt hatte. „Nun, ſo lange biſt du doch noch nicht fort," entgegnete ſie und trat dabei näher. Sie ſtreckte den Arm mit dem weiten, weißen, am Queder rot und blau geſtickten Ärmel über den Zaun und ſchüttelte ihm die Hand. „Biſt du nun ganz frei?"

„Meine drei Jahre ſind um," antwortete er. „Eigentlich fehlt noch ein Monat, aber einige von der Kompagnie ſind früher entlaſſen, da ſie ſich gut geführt haben. Da komm' ich nun nach Hauſe und treffe zuerſt dich — das iſt ein gutes Zeichen."

„Geb's Gott," ſagte ſie lachend, „ich gönne dir gern alles Gute. Warum biſt du denn nicht ein einziges Mal auf Urlaub gekommen, Mikelis?"

„Von Berlin war's zu weit, und ich hatte auch nicht ſo viel Geld. Und dann ... ich wußte auch nicht einmal, ob ich meinem Schwager, dem Adam Grillus, recht käme! Nach dem erſten Jahre mußte ich ihm ſchreiben, daß ich mein Erbteil von hundert Talern in zwei Raten heraushaben wollte, und darüber iſt er ſehr ärgerlich geweſen, weil er das Geld in der Stadt zu hohen Zinſen aufnehmen mußte. Ich konnt' ihm aber nicht helfen."

„So haſt du dein Erbteil verbraucht, Mikelis?"

„Bis auf den letzten Groſchen. Bei der Garde in Berlin iſt mit dem Traktament nicht auszureichen,

und wenn man ſich nicht lumpen laſſen will, muß man von dem Seinigen zulegen und zu rechter Zeit einen blanken Taler auf den Tiſch werfen. Es geht da flott her bei der Garde."

„Wie wird's dir nun bei uns gefallen?" fragte ſie, die Augen ſenkend.

„Hoffentlich gut!" verſicherte er. „Ich hätte wohl in Berlin bleiben können; mein Major bot mir einen guten Dienſt an. Aber es zog mich zurück in die Heimat, wo ich doch werde ſchwer arbeiten müſſen. Einen Tag und eine Nacht bin ich auf der Eiſenbahn gefahren und dann noch einen halben Tag; darauf bin ich ein paar Stunden zu Fuß unterwegs — es iſt nicht viel anders als zwiſchen geſtern und heut. Aber wie ich nur auf littauiſchen Boden trat, war mir's gleich, als hätt' ich alles Fremde vergeſſen, das ich in drei Jahren angelernt, und könnte kein Wort deutſch mehr ſprechen. Als was ich geboren bin, als das will ich auch ſterben."

Ewe lachte. „So ſagt ihr alle, wenn ihr zurückkommt; ſpäterhin aber zeigt ſich's doch bald, daß ihr nicht mehr mit ganzem Herzen bei uns ſeid. Die Feldarbeit wird euch zu ſchwer, und ihr ſpielt lieber im Wirtshauſe die Herren."

Er ſeufzte. „Wenn ich's nur mit dem Meinigen zu tun hätte, Ewe! Da wollt' ich gern arbeiten und mich keine Mühe verdrießen laſſen. Aber das väter-

liche Grundſtück hat nun die Schweſter, weil ihr Mann Geld mitbrachte und das Notwendigſte auszahlen konnte. Wir andern Geſchwiſter mögen ſehen, wie wir in der Welt durchkommen. Wenn aber einer nicht der Wirt iſt, ſo iſt er der Knecht, und vom Knechtslohn läßt ſich ſchwer ſparen. Man muß ſehen, ob man beim Reiten über die Grenze Glück hat. Da iſt bald ein gut Stück Geld verdient, und nach ein paar Jahren reicht's vielleicht aus, etwas zu kaufen, wenn auch nichts Großes. Der Wirt zu werden, darauf kommt's an."

„Du hätteſt dein Erbteil doch nicht verbrauchen ſollen, Mikelis."

„Es ging nicht anders. Ich hab's gar nicht in der Art, zu verſchwenden oder durchzubringen, und wenn ich nicht ſparſam geweſen wäre, hätt's nicht einmal ſo weit gereicht. Ich hab's aber klug genug angefangen, daß die hundert Taler ſich verdoppelten. Die Kameraden waren immer bald mit ihrem Gelde fertig, und dann liehen ſie von mir bis zum nächſten Zahltag gegen Zinſen, ſo viel ich auch forderte. Ich hab' auch gelernt, wie man ein Papier ſchreibt, das ſie Wechſel nennen. Darauf muß ſofort gezahlt werden, was geſchrieben ſteht, und es geht keinen was an, weshalb ſo oder ſo viel geſchrieben iſt. Unter den Leuten wird man klug. Hätt' ich noch einmal die hundert Taler, ich wollt' ſie wohl auch hier zu brau-

chen verſtehen." Das ſagte er recht wohlgefällig, und die Augen blitzten dazu liſtig.

Ewe zupfte an ihren Weſtenbändern und blinzelte von unten auf. „Du mußt dich reich einheiraten," ſagte ſie forſchend.

„Das kann kommen," meinte er, den Kopf aufwerfend. „Wir kennen einander gut genug und haben uns ſchon als Kinder verſprochen — willſt du mich jetzt haben?"

Sie ſchlug ihm mit der Hand auf den Arm und zeigte lachend die weißen Zähne. „Du wärſt mir ſchon recht," antwortete ſie, „aber ich bin nicht reich."

„Nun — dein Vater hat den großen Hof."

„Aber es ſind Schulden darauf, und die Brüder werden mir nicht viel laſſen. Ich bin das jüngſte Kind. Nimmt der Vater ein Ausgedinge, ſo bleibt vom Kaufgeld nicht viel übrig, und heiratet er noch einmal, ſo kann ich als Magd dienen gehen."

„Er wird doch nicht!"

„Wer weiß? Er klagt oft, daß wir's ihm in der Krankheit nicht recht machen. Eine Frau, meint er, hat eine weichere Hand."

„Mancher hat auch ſchon Schläge bekommen."

„So oder ſo — zum Wirt kann ich dich nicht machen."

Er rückte die Mütze von der Stirn zurück und zog die Achſeln auf. „Es iſt ſchade, Ewe — wir

hätten ein gutes Paar abgegeben. Eh' ich wegging, dacht' ich beſtimmt . . . und auch in Berlin . . ."

Sie wurde blutrot im Geſicht. „Sprich nicht dummes Zeug," ſagte ſie, doch gar nicht ärgerlich. „Geſpaßt iſt genug. Das haſt du wohl auch draußen gelernt, wie man ſo dreiſt mit den Mädchen ſpricht."

„Es iſt ſchade," wiederholte er und rückte das Bündel auf ſeiner Schulter zurecht.

Ewe faßte in ihren Rock und brachte eine Hand voll Äpfel vor. „Willſt du?" fragte ſie.

„Gib, ich bin hungrig und ich weiß nicht, ob mein Schwager mich zu Tiſch ladet." Er ſteckte die Äpfel in ſeine Taſche und biß in den letzten ſogleich hinein. „Wir ſehen uns nun öfter," ſagte er, „und wollen gute Nachbarſchaft halten wie früher." Damit grüßte er und ging.

2.

Michel Endrullis hatte es nicht weit bis zu ſeines Schwagers Hof. Grillus empfing ihn nicht ſo ganz unfreundlich, als er erwartet hatte. „Ich wußte ja," meinte er, „daß deine Zeit bald um ſein müßte. Feſtlegen kannſt du dich nicht bei mir, aber es iſt gerade in der Wirtſchaft viel zu tun, und Arbeiter ſind ſchwer zu haben. Wenn meine Frau damit zu-

frieden iſt, magſt du für's erſte bleiben, und ich will dir Lohn geben, ſoviel andere bekommen."

„So mag's gehen," antwortete Michel Endrullis. „Aber daß es nachher nicht Streit gibt — du weißt doch, daß ich mit meinem Erbteil noch nicht ganz abgefunden bin?"

„Was —? Die hundert Taler haſt du bekommen."

„Ja. Aber in der Verſchreibung ſteht: hundert Taler und ein Pferd."

Grillus kratzte den Kopf: „Steht das?"

„Lies nach, wenn du's vergeſſen haſt. Das Pferd will ich nun haben, und es muß ein gutes Pferd ſein, auf das ich mich verlaſſen kann."

„Ein beſſeres, als ich ſelbſt habe, kann ich dir doch nicht geben."

„Auf dem Pferdemarkt hat man die Auswahl."

„Dränge mich nicht, Mikelis. Willſt du's mit Geld ausgleichen, ſo ſage, was du forderſt. Zahle ich nicht gleich, ſo zahle ich mit guten Zinſen."

„Nein, ich will das Pferd haben."

„So komm in den Stall. Du ſollſt wählen dürfen — nur den Fuchs nehm' ich aus."

Sie gingen in den Stall. Die Frau kam mit. „Fange nicht gleich wieder Händel an," bat ſie ihren Bruder.

Die Pferde wurden herausgeführt, beſehen, zur

Probe geritten. „Da ist keins für mich passend," sagte Michel Endrullis, „als der Fuchs."

Es gab Lärm und Streit. Endlich mußte Grillus sich doch fügen. Die Schwäger kamen überein, daß Michel vorläufig im Hause bleiben und für seinen Unterhalt arbeiten, das Pferd aber noch den Herbst über im Stall lassen sollte. Der Wirt dürfte es in der Wirtschaft brauchen, müßte ihm aber dafür das Futter geben. Wolle Michel es „zum Reiten", das hieß zum Schmuggeln, brauchen, so stehe das bei ihm.

Darauf wurde noch denselben Abend mit den Nachbarn ein guter Trunk getan.

Als die Nächte dunkel wurden, ritt Endrullis für die Juden mit Spiritus über die Grenze. Auch die beiden Purwins waren dabei. Für den Gewinn kaufte er ein kurzes Gewehr. Einmal kam's auch zu einem Gefecht mit russischen Soldaten, und einer von ihnen erhielt einen Schuß. Im Dorfe erzählten sich die Mädchen von seiner Waghalsigkeit, und Ewe sagte: „Wenn er auf dem Fuchs sitzt, sieht er aus wie ein General. Das macht, weil er bei der Garde gedient hat." Es war bald gar kein Geheimnis mehr, daß sie ganz toll in ihn verliebt war. Endrullis ließ sich's gefallen, band sich aber doch nicht. Dazu war er, wie er selbst rühmte, „zu klug".

Täglich führte ihn sein Weg, wenn er zur Feldarbeit ging, auch an dem Hofe der Naujokene vorbei. Die Frau sah er oft in der Tür stehen und grüßte freundlich. Sie war immer sehr ordentlich und reinlich gekleidet, als ob sie zur Kirche gehen wollte. Die Mägde wußten sich etwas darauf, daß ihre Herrin stets sechs Röcke über einander trüge; denn das war ein Zeichen von Wohlhabenheit. Übrigens wählte sie dunkle Farben, wie einer Witwe zukam, schwarz oder schwarzblau, und trug die Jacke hoch bis unter das Kinn zugehakt, nur den weißen Hemdenkragen ein wenig überstehend. Die Figur sah stattlich genug aus, und auch das Gesicht war noch ziemlich glatt, wenn sie es stillhielt. Sprach sie freilich, so zog die Stirn Falten, und wurde sie ärgerlich, so rötete sich plötzlich die Nase und das Kinn. Das geschah, wie die Dienstleute behaupteten, gar nicht selten.

Michel Endrullis gefiel ihr, vielleicht nicht zum wenigsten deshalb, weil er auch der Ewe Purwins gefiel. Er hielt sich noch immer so gerade, wie er's von seiner Dienstzeit her gewohnt war, bürstete täglich seine Jacke und behandelte die Pferde gut. Die Arbeit schien ihm leicht von der Hand zu gehen; früh morgens war er schon auf, und abends, wenn er vom Felde zurückkam, pfiff er ein lustiges Stückchen. Eines Tages rief sie ihn zu sich heran und

ſagte: „Gedenkſt du bei deinem Schwager zu bleiben, Mikelis?“

„Den Winter über vielleicht,“ antwortete er, „wenn wir uns ſo lange vertragen.“

„Und was wirſt du dann anfangen?“

„Ich werde mich nach einem Dienſt umſehen müſſen; denn kaufen kann ich nichts.“

Sie muſterte ihn wohlgefällig. „Ich will dir einen Vorſchlag machen, Mikelis. Du weißt, daß eine Witfrau es ſchwer hat, mit fremden Leuten zu ſchaffen, in den Ställen nach dem Rechten zu ſehen und das Feld ordentlich zu beſtellen. Sie muß da einen haben, dem ſie Vertrauen ſchenken kann. Nun war aber dein Vater ein guter Freund meines verſtorbenen Mannes, und dich kenne ich von Kindesbeinen an. Beim Militär haſt du dich gut geführt und auch Ordnung gelernt. Willſt du als Knecht in meinen Dienſt treten, ſo kann's gleich zu Martini richtig werden. Ich will dich über die andern Leute ſetzen und dich auch ſonſt halten wie eines Nachbars Sohn. Den Lohn magſt du ſelbſt beſtimmen, und um ein paar Taler werde ich nicht dingen. Willſt du dir das überlegen?“

„Das iſt nicht viel zu überlegen,“ entgegnete er. „Muß ich dienen, ſo diene ich dir ſo gern als einem andern, und mir kann's gefallen, hier im Dorf zu bleiben und den Wirt zu ſpielen, ſolange ich's nicht

wirklich bin. Ich hoffe, daß du mit mir zufrieden ſein wirſt."

„So ſchließen wir alſo gleich ab," ſagte ſie offenbar erfreut und reichte ihm die Hand zu.

„Das heißt . . ." wendete er zögernd ein, „wenn dir auch meine Bedingung recht iſt."

„Was iſt das für eine Bedingung?"

„Ich hab' ein Pferd, das iſt mein einziges Beſitztum, und davon will ich mich nicht trennen. Willſt du's in deinen Stall nehmen und ihm Futter geben, ſo mag es auch in der Arbeit mithelfen. Wenn ich aber reiten will, ſo bin ich ſo weit mein eigner Herr und habe niemand zu fragen; denn es kommt mir darauf an, daß ich außer dem Lohn etwas verdiene. Mein Vater iſt Wirt geweſen und mein Großvater auch — da will ich nicht zurückbleiben. Kann ich's nicht erben, will ich's erwerben."

Darauf ging die Naujokene gern ein, und als nun Martini herankam, zog Michel Endrullis bei ihr als Knecht an, nicht wie die Knechte ſonſt, ſondern reitend auf ſeinem Fuchs. Die Ewe rief ihm ſpöttiſch nach: „Halt dein Herz feſt, Mikelis." Er aber wendete ſich zurück und antwortete lachend: „Meine Mutter iſt lange tot und eine zweite brauche ich nicht."

Das war wohl ganz ernſt gemeint. Aber es zeigte ſich doch bald, daß Ewe nicht ohne Grund gewarnt

hatte. Nachdem einige Monate vergangen waren, wußten die Mägde kichernd zu erzählen, wie gut der Mikelis gehalten würde. So ſchlimm die Frau oft gegen ſie ſei, ſo höre er doch nie ein böſes Wort, könne ſchalten und walten, wie er wolle. Bei Tiſch ſchiebe ſie ihm die fetteſten Biſſen zu, und zu Weihnachten habe ſie ihm eine noch ganz neue Tuchjacke und den beſten Pelz von ihrem verſtorbenen Manne geſchenkt. Wenn ſie Sonntags zur Fahrt nach der Kirche ſo viel Röcke anziehe, daß ſie kaum auf dem Schlitten Platz habe, ſo wiſſe man wohl, daß ſie ſich nicht allein für den lieben Gott ausputze. Man hatte ihr auch ſchon aufgepaßt, wie ſie mit Endrullis in der Klete geweſen war und ihm die Kaſten mit Leinenzeug und Betten aufgeſchloſſen hatte. Davon ſprach nun das ganze Dorf, und die meiſten ſagten: „Der macht da ſein Glück! Die Naujokene iſt noch in den Jahren — und bringt nicht einmal Kinder mit. So gut trifft's ſelten einer.“ Ewe nur nannte ſie ein altes Weib und einen Drachen. Wenn ſie ihr begegnete, zog ſie ihr ein Geſicht, und in der Kirche ſetzte ſie ſich recht gefliſſentlich in ihre Nähe, als ob ſie dem Michel Endrullis zeigen wollte, was für ein Unterſchied zwiſchen ihnen ſei.

Michel war ein ſchlauer Burſche und merkte ganz gut, wie die Sache ſtand. Er war nur mit ſich ſelbſt

nicht einig, ob er zugreifen ſollte. Zu einem ſolchen Hofe kam er auf andere Weiſe nicht. Wäre nur die Ewe nicht geweſen —! Da war nun ſein Herz arg zwiegeſpalten: die Ewe hätte er gern gehabt — aber den großen Hof auch. Und eine Torheit, meinte er, dürfe er unter allen Umſtänden nicht begehen; dazu ſei er denn doch zu weit „in der Welt herumgekommen".

Eines Abends paßte er Ewe auf, als ſie aus der Spinnſtube nach Hauſe ging. „Laß das die Naujokene nicht merken," zog ſie ihn auf, „daß du mir im Dunkeln nachgehſt," hing ſich aber doch an ſeinen Arm.

„Warum?" fragte er keck und faßte ihre Hand.

„Die Leute ſprechen davon, daß es im Dorfe bald eine Hochzeit geben wird."

„Das könnte wohl ſein, wenn dein Vater und deine Brüder wollten."

„Wenn du mich meinſt, Mikelis, zur Hochzeit gehören denn doch allemal zwei."

„Gewiß! Sind zwei einander gut, das iſt unter ihnen bald richtig gemacht. Aber . . ."

Ewe drückte zum Zeichen des Einverſtändniſſes ſeine Hand und lehnte ſich an ſeine Schulter. „Was meinſt du?" Ihr glühten die Backen. Er hätte jetzt alles von ihr verlangen können, was ſie zu geben vermochte. So gern hätte ſie ihn für ſich gewonnen.

„Sprich mit deinem Vater und deinen Brüdern," ſagte er. „Sie werden dir den Hof nicht überlaſſen; aber vor Jahren iſt das Käthnergrundſtück des Gaidullis zugeſchrieben worden. Vielleicht ſind ſie einverſtanden, daß es wieder abgeſchrieben wird und dir als Erbteil zufällt. Du kannſt ſagen, du wüßteſt einen, der dir etwas Geld leihen würde, wenn's durchaus zur Abfindung nötig wäre, und wie du hinterher zu Haus, Stall und Scheune kämeſt, das ginge ſie nichts an. Haſt du das Land, ſo wird das andere ſich finden."

Ewe fühlte ſich arg enttäuſcht. Sie ließ den Kopf hängen. Und doch war's ſchon etwas, daß er ihretwegen Käthner werden wollte, da er ohne ſie ein großer Wirt werden konnte. „Sprich du ſelbſt mit dem Vater, Mikelis," bat ſie.

„Nein — das kann nicht geſchehen. Mein Name darf nicht genannt werden. Wird aus der Sache nichts, ſo will ich freie Hand behalten —"

„Bei der Urte . . .!"

„Da oder wo anders."

Sie biß die Lippe. „Es wird dich gereuen, Mikelis, eine alte Frau genommen zu haben."

„Ich habe ſie ja noch nicht genommen."

„Jetzt iſt ſie ſüß wie Honig und zahm wie ein Täubchen. Hat ſie erſt, was ſie will, ſo wird ſie ihr Teufelsſpiel anfangen. Ins Zuchthaus kommen

denke ich mir nicht so schlimm, als an so etwas zeitlebens gebunden sein."

Er schnippte mit den Fingern in die Luft. „Pah! Wer der Wirt ist, ist der Herr. Aber ich will nichts gesagt haben. Bekommst du das Land, so darfst du dir meinetwegen keine Sorgen machen. Wenn nicht, so muß freilich jeder zusehen, wie er sich am besten in die Welt schickt. Der Arme kann nach seinem Herzen nicht viel fragen."

Sie machte sich hastig von ihm los. Gleich aber fiel sie ihm wieder um den Hals.

„Wenn du mir gut wärest, Mikelis, wie ich dir gut bin . . ."

„Ich bin dir gut, glaub's nur. Aber so unvernünftig . . ." Er küßte sie.

„Lieber unvernünftig, als zu wenig! Mikelis, tu's nicht!"

„Was?"

„Ach, geh!"

„Sprich mit deinem Vater, Ewe."

„Und wenn nicht —"

„Man muß es abwarten."

Sie seufzte recht schwer, löste ihre Hand und lief fort.

Das Weibsvolk ist doch recht närrisch, dachte Endrullis. Er hatte jetzt nur die Hand nach rechts oder links auszustrecken.

3.

Ewe ſprach nun auch mit den Brüdern und ſprach mit dem Vater; aber zu dem gewünſchten Ziele kam ſie nicht. Am eheſten war noch Jurgis geneigt, ihr zuzuſtimmen, da er ſelbſt für ſich wenig zu hoffen hatte. Anſas aber wollte von der Abtrennung des Käthnerlandes nichts wiſſen. Es ſei eine gute Wieſe dabei, und ohne die laſſe ſich nicht wirtſchaften. Purwins war krank und dachte nur darauf, wie er ſich ein möglichſt großes Ausgedinge ſicherte. Nun wußte ihn Anſas zu überreden, die Angelegenheit ſchnell zu ordnen, damit Ewe ihn in Ruhe ließe. Sie fuhren alſo aufs Gericht und ſchloſſen den Vertrag ab. Für Ewe wurde eine Summe eingetragen, die erſt nach des Vaters Tode fällig ſein ſollte.

Nun war für Michel Endrullis die Sache entſchieden. Er meinte bewieſen zu haben, daß er genügſam ſei. Ewe war nun einmal nicht zu haben; ſie ſelbſt mußte es nun ganz natürlich finden, daß er unter ſolchen Umſtänden „ſein Glück“ nicht von der Hand wies. Ehrlicher als er konnte kein Menſch verfahren.

Er wollte nun aber auch recht ſchlau vorgehen und lieber gebeten ſein als bitten. Darum ſagte er nach Oſtern der Wirtsfrau, bis zum nächſten Martini ſei's zwar noch weit hin; er wolle ihr's doch aber nicht

vorenthalten, daß er darüber hinaus nicht zu bleiben gedenke. Sie möge sich danach bei Zeiten einrichten.

Urte fragte verwundert, ob es ihm bei ihr an etwas fehle, und wo er's besser zu haben hoffe. Michel antwortete ausweichend; auf die Dauer könne es doch nicht so bleiben, und so sei es besser, er gehe wieder nach Berlin zurück und nehme seines Majors Anerbieten an. Ein tüchtiger Mensch komme draußen schneller und leichter zu etwas. Das sei doch so eilig nicht, meinte sie; sie habe sich an ihn gewöhnt und könne ihn schwer missen. Nun trumpfte er. Er habe gehört, daß sie zum Herbst wieder heiraten wolle. Und sei's nicht zum Herbst, so sei's doch sicher zum Frühjahr. „Bei deinem künftigen Manne will ich nicht als Knecht dienen, da ich jetzt halb wie der Herr angesehen bin."

Die Naujokene war aber auch nicht auf den Kopf gefallen und merkte, daß er sie ausforschen wollte. Das war ihr ein gutes Zeichen, und sie sah ihn daher freundlich an und antwortete: „Es kommt vielleicht nur auf dich an, Mikelis, ob du ganz wie der Herr angesehen sein willst."

Das war deutlich genug, aber er tat doch, als ob er sie noch nicht verstünde. „Das Grundstück kann ich dir nicht abkaufen," sagte er.

„Und ich will's auch nicht verkaufen," erwiderte sie. „Wenn dir's aber gefällt, kannst du's umsonst

haben und auch die Wirtin dazu. Höre, ich will mit dir unter vier Augen ganz offen ſprechen, weil ich wohl ſehe, daß du zu beſcheiden biſt, mir's in meinen Jahren anzutragen. Ich brauche einen Wirt, und der muß jung und kräftig ſein, damit ich im Alter eine gute Stütze habe. Du haſt dich in kurzer Zeit gut bewährt, und ich kann dir auch in Zukunft Vertrauen ſchenken. Willſt du mich heiraten, ſo kannſt du noch vor Martini der Wirt ſein, und das Gerede der Leute hört von ſelbſt auf. Dumm wird dich wahrlich kein Menſch ſchelten, wenn du's tuſt."

Das meinte Endrullis auch, und ſo wurden ſie noch in derſelben Stunde einig. Am andern Tage wußte es das Dorf, und es war da keiner, der dem armen Burſchen nicht ſein Glück neidete. Er ſelbſt trug den Kopf auch gewaltig hoch. Nur wenn er der Ewe begegnete, ſenkte er ihn tief und ſah zur Seite, als ob er ſich ſchämte. Es ärgerte ihn, daß er ihr nicht dreiſt ins Geſicht ſehen konnte — aber er konnte nicht. Sie ſagten ihm alle, daß er klug gehandelt habe, und er war doch ſelbſt davon überzeugt; aber in ihrer Nähe wußte er, daß er eine große Dummheit mache; das ſagte ihm das Herz. Er konnte doch nicht los davon.

Schon nach wenigen Wochen wurde das Aufgebot beſtellt. Zu Johanni gab's Hochzeit, und alle Nachbarn waren dazu geladen. Ewe blieb nicht zu Hauſe

und war so ausgelassen lustig, als ob ihr nichts Glücklicheres hätte begegnen können. Als sie aber mit dem Bräutigam tanzte, flüsterte sie ihm zu: „Jetzt lache ich vor den Leuten, diese Nacht allein in meiner Kammer werde ich weinen. Denn ich weiß doch, daß du an mich denkst, Mikelis." — „Es hat nicht anders sein können, Ewe," antwortete er leise, „du mußt das vergessen. "— „Versuch's doch selbst," sagte sie. „Wenn du hättest wollen, wir wären irgendwo zusammen in Dienst gegangen." — „Es wäre ein elendes Leben geworden, Ewe." — „Wer weiß . . .?" Sie machte sich los und tanzte mit andern. Die Urte Endrullene redete sie immer „junge Frau" an und zog dabei den Mund so spöttisch, daß die Gäste wohl merkten, wie's gemeint war.

„Du wirst deine Tochter besser in Zucht nehmen müssen," sagte Urte innerlich verärgert dem alten Purwins, „sie hat eine lose Zunge." Nachts gab es argen Lärm vor dem Hause, mehr noch, als es selbst der Brauch in Littauen will. Ewe hatte die jungen Burschen angestiftet, und nun flogen die alten Töpfe gegen die Fensterladen und trommelten die Weidenknüttel auf der Haustür. Gegen Morgen mußte der Gemeindevorsteher aus dem Bett und Ruhe gebieten.

Vom andern Tage ab ging's in der Wirtschaft wie zuvor. Es war keine Veränderung zu bemerken, außer daß Endrullis nun der Wirt hieß. Er wollte

es freilich auch ſein; deshalb hatte er ja geheiratet, und Urte ſchob ihn in den erſten Wochen gern überall vor, damit er als der Herr bei denen zu Anſehen komme, mit denen zuſammen er zuvor gedient hatte. Nur die Schlüſſel behielt ſie, und alles mußte durch ihre Hand. Darüber kam's dann zum erſten Streit. Und als erſt einmal die Kräfte ſich gemeſſen hatten, galt's auch ferner für beide Teile ſich behaupten. Bei der Wirtsfrau war die alte Gewohnheit, das Regiment zu führen, allzu ſtark geworden, und Endrullis wollte gerade beweiſen, daß er nicht nur zum Schein der Herr ſei. Fuhren ſie zuſammen nach der Stadt oder zur Kirche, oder arbeiteten ſie auf dem Felde, ſo verkehrten ſie ganz gut und freundlich miteinander. Es war ihm nur nicht ganz wohl dabei zu Mute, wie ſie ihm auf Schritt und Tritt aufpaßte, daß er ſich im Kruge nicht zu lange verweilte und während der Predigt nicht nach den hübſchen Mädchen hinüberſchielte und auf dem Felde nicht mit den jungen Mägden ſcherzte. Am liebſten hätte ſie ihn fortwährend unter Augen gehabt. Manchmal beſuchte er das Wirtshaus, nur um zu zeigen, daß er ſich „von der Alten nicht einſperren" laſſe.

Den Sommer über ging's bei alledem leidlich. Die Ernte fiel reichlich aus, und der Acker wurde wieder mit aller Sorgfalt beſtellt. Als dann aber

der Herbſt mit ſeinen frühen Abenden und finſtern Nächten herankam und die Juden anfragten, mit wieviel Pferden man ihnen helfen wolle, da ſchüttete Endrullis ſeinem Fuchs die doppelte Portion Hafer, klopfte ihm den Hals und ſagte: „Wir müſſen auch dabei ſein.“ Die Urte wollte davon nichts wiſſen. Es gefiel ihr nicht, daß ihr Mann ſich die Nächte durch mit dem Judenpack herumzutreiben gedachte; auch fürchtete ſie von dem Verkehr mit den wilden ledigen Burſchen üble Folgen. Ob er's denn nötig habe, zu reiten? Und es ſchicke ſich für ihn auch nicht. Darauf aber wollte er nicht hören; er meinte nur, ſie gönne ihm die Freiheit nicht und wolle nicht, daß er ein Stück Geld in die Taſche bekomme, das ſie ihm nicht nachrechnen könne. Deshalb fruchteten ihre Bitten nichts, und als ſie ſich erzürnte und ihn mit Scheltreden anfiel, wurde er nur um ſo hartnäckiger und ſagte: „Schweige ſtill! Den Fuchs habe ich in die Wirtſchaft eingebracht und habe mir vorbehalten, ihn zu ſatteln, wann es mir gefällt, ſchon als ich zu dir zog. Haſt du darin deinem Knechte nicht Vorſchrift machen dürfen, ſollſt du's deinem Manne noch weniger.“ Er tat, was ihm gefiel.

Meiſt ritten die Schmuggler vom Hofe des Purwins ab, da Anſas und Jurgis ſich eifrig beteiligten. So hatte nun Endrullis häufiger die erwünſchte

Gelegenheit, sich dort aufzuhalten, und manchmal vergingen Stunden, bis die Pferde bepackt waren und die Kundschafter die Nachricht brachten, daß die russische Patrouille vorbeipassiert sei. Ewe half bei den Pferden, und so sah und sprach er sie oft. Er meinte seiner Pflicht genug getan zu haben, wenn er sie nicht geradezu aufsuchte, und sie ging ihm nicht aus dem Wege. Es blieb ihm nicht unbemerkt, daß sie sich besonders gern an seinem Fuchs etwas zu schaffen machte, Sattelgurt und Zaumzeug untersuchte und das Tier mit Brot und Zucker fütterte. Streichelte sie den glatten Hals, oder kämmte sie mit den Fingern die krause Mähne, so ging's ihm warm durch die Glieder, als ob sie ihn selbst liebkoste. Und so war's sicher auch gemeint. Wollte er aber einmal ihre Hand greifen oder ihre Schulter umfassen, so entschlüpfte sie ihm wie eine Schlange. „Du meinst es ja doch nicht ernst," sagte sie, und darauf wußte er freilich nichts zu antworten.

Einmal warf sie ihm vor, daß er allzu waghalsig reite. Die andern hätten davon viel erzählt. „Du reitest wie einer, dem das Leben nicht lieb ist."

„Mir ist auch das Leben nicht lieb," entgegnete er schnell. „Wenn du wüßtest, Ewe . . ."

„Ich habe dir's ja vorausgesagt," unterbrach sie ihn. „Aber du hast nun den großen Hof und bist Wirt, wie du gewollt hast — das muß dir genug

sein. Wenn dich ein Unglück träfe — der Urte wegen wäre mir's nicht leid; aber . . ."

„Aber —?"

„Ich weiß eine, die dich mehr betrauern würde als sie . . . und die hat wahrlich schon genug um dich geweint. Du sollst nicht um dein Leben reiten."

Er schlug mit der Hand in die Luft.

Dieser Verkehr gerade war's, was Urte am meisten peinigte; denn das Mädchen war ihr verhaßt. Sie rief eines Tages die alte Gaidullene zu sich herein, beschenkte sie mit Mehl und Flachs und sagte ihr: „Passe auf, was da auf dem Hofe geschieht, wenn ich nicht dabei bin. Es soll auch ferner dein Schade nicht sein." Die Alte verstand recht gut, was sie meinte, und versprach, die Augen offen zu haben. „Ja, ja —," knurrte sie, „mit einem jungen Mann hat man seine liebe Not, und die Ewe ist eine wilde Katze, vor der man sich hüten muß. Sie sind Nachbarskinder und haben einander immer gern gehabt."

Eines Morgens nach einer sehr stürmischen Nacht, in der man jenseit der Grenze viel schießen gehört hatte, kam Michel Endrullis auf schweißbedecktem Pferde ins Dorf zurückgesprengt, jagte an seinem Hofe vorbei und sprang erst vor dem des Purwins ab. Er klopfte heftig an die Läden und rief: „Macht auf, es ist ein Unglück geschehen." Ewe öffnete, der alte Purwins lag krank im Bette und stöhnte. „Was

gibt's," fragte er, „daß du ſolchen Lärm machſt?" Endrullis ſah ganz verſtört aus, von ſeiner Stirn tropfte Blut. „Heiliger Gott!" rief Ewe, „du biſt verwundet." — „Das hat wenig zu ſagen," antwortete er, immer die Augen ſcheu abwendend, „aber deine Söhne, Adam . . ." Der Alte richtete ſich huſtend auf. „Was iſt's mit denen? Ihr habt mit den Ruſſen einen Kampf gehabt!" — „Ja, der Zug iſt verraten — ſie haben uns im Gebüſch an dem Bach, durch den wir reiten mußten, aufgelauert — zwanzig und mehr Mann. Wir bekamen gleich eine Salve, ehe wir ſie noch bemerkten, und zwei von den Unſern ſtürzten vom Pferde. Wir wollten zurück, aber hinter uns war nun auch der Weg geſperrt. Wir ſparten das Pulver nicht: das nützte in der Dunkelheit und gegen die Übermacht wenig, eine ganze Kompagnie muß auf dem Platze geweſen ſein. Einige ſprangen ab und ſuchten ſich zu Fuß durchzubringen. Der Anſas war gleich unter den erſten gefallen, weil er voranritt —"

„Anſas — gefallen!" ſchrieen Purwins und Ewe zugleich auf.

„Ich hörte die Ruſſen ſagen: der iſt tot. Jurgis hielt das Pferd auf und nahm's an den Zügel, um die Waren zu retten. Das war ihm hinderlich, er konnte nicht ſo raſch fort, als er ſollte. Ich ritt dicht an ihn heran und rief ihm zu: laß los, wir wollen

zuſammen durchbrechen! Er war eigenſinnig. Da umringten uns die Reiter und wollten uns gefangen nehmen. Wir kehrten unſere abgeſchoſſenen Gewehre um und ſchlugen mit den Kolben um uns. Sie aber ſchoſſen mit Piſtolen. Plötzlich ſchrie Jurgis auf, warf ſich hintenüber und ſtürzte zu Boden. Zwei von den Fußſoldaten hoben ihn auf und ſchleppten ihn fort — ich weiß nicht, ob er auch tot oder nur verwundet iſt. Ich hatte etwas Luft bekommen, warf den Fuchs herum und jagte davon."

Über dieſe traurige Nachricht gab's nun ein Jammern und Wehklagen im Hauſe und bald im ganzen Dorfe. Seit Jahren war kein ſolches Unglück paſſiert. Und nun zwei Brüder! Ewe machte ſich ſogleich marſchfertig und ging über die Grenze, im Cordonhauſe nachzufragen, ob wenigſtens Jurgis noch lebe. Man hatte ihn nach einer kleinen Stadt gebracht, in der ſich ein Gefängnis und ein Hoſpital befand. Der Offizier dort hatte Mitleid und führte ſie an ein Bett, auf dem Jurgis, von zwei Kugeln in die Bruſt getroffen, lag und mit dem Tode rang. Er ſtarb wenige Stunden nach ihrer Ankunft in ihren Armen. Man ſagte ihr, daß ſie ein Fuhrwerk holen und die Leiche nach Preußen hinübernehmen dürfe. Anſas hatte man liegen laſſen, wo er gefallen war. Noch denſelben Abend brachte Ewe auf einem Leiterwagen die beiden Leichen über die Grenze und auf den Hof.

Die ganze Dorfschaft hatte sich versammelt und sang Klagelieder; nur die Naujokene fehlte.

Adam Purwins, tief erschüttert von diesem Unglücksfall, überlebte seine Söhne nur wenige Monate. Bald nach Weihnachten erlag er seiner Krankheit.

4.

So blieb nur Ewe auf dem Grundstück zurück. Ihre Schwester war abgefunden; sie konnte sich als die alleinige Erbin betrachten. Nach den unvermeidlichen Verhandlungen bei Gericht wurde sie als die Eigentümerin des Grundstücks eingetragen: der zweite große Hof in Naujokat-Peter-Purwins gehörte ihr, das große Ausgedinge ihres Vaters und der Erbteil des Jurgis wurden gelöscht — sie war ganz unvermutet eine wohlhabende und ganz selbständige Besitzerin geworden.

Michel Endrullis schlug sich vor den Kopf. Wer hätte das ahnen können! Diese Veränderung der Dinge in einem Jahre! Er war so klug und hatte so viel gelernt in Berlin und wußte so trefflich in der Welt Bescheid, aber das war nicht zu berechnen gewesen. Nun hatte er die alte Frau geheiratet und mußte zusehen, wie die hübsche Ewe irgend einen jungen Burschen zum Manne nahm, der vielleicht

nicht einmal beim Militär gedient hatte, und ihm den Hof zubrachte. Er war fortwährend in so ärgerlicher Stimmung, daß die Urte sich einmal über das andere verwunderte. Sie konnte ihm nichts recht machen und hörte immer nur unfreundliche Worte. Die gab sie dann mit Zinsen zurück, und so hatte der Hader kein Ende.

Ewe schien übrigens auch jetzt gar keine Eile zu haben, aus ihrem ledigen Stande zu treten. An Bewerbern hatte sie wahrlich keinen Mangel. Alle jüngern Söhne in der Nachbarschaft herum bemühten sich nicht wenig, ihr zu gefallen, und die Freiwerber stürmten das Haus. Als erst Gras auf den Grabhügeln ihres Vaters und ihrer Brüder gewachsen war, zeigte sie sich auch ganz so munter und frohgelaunt wie früher, sang auf der Dorfstraße und ging zum Tanz; aber ein Jawort war ihr nicht abzugewinnen. „Ich bin noch lange nicht so alt wie die Naujokene," sagte sie wohl, „und die hat noch einen jungen Mann bekommen. Den Hof dazu hab' ich nun auch —;" oder ein andermal: „Ich habe schon einen, dem ich gut bin, und auf den warte ich. Es dauert mir nicht zu lange."

Nur in einem Punkte hatte sie sich verändert: so lässig sie früher in der Wirtschaft gewesen war und fünf gerade gehen ließ, so genau und umsichtig wurde sie jetzt. Überall war sie hinter den Leuten her und

hielt streng auf Ordnung. Die schadhaften Dächer wurden ausgebessert, die Wände weiß gekalkt, die Zäune ergänzt, die Wege und Stege von Gras gereinigt. Die Urte Endrullis sollte ihr in nichts voraus sein; sie wollte auch einen so hübschen Hof haben wie sie. Die alte Gaidullene hatte gehofft, daß nun die guten Tage für sie kommen würden; aber das war eitel Täuschung. So viel die Verschreibung besagte, so viel empfing sie und nichts mehr. Wollte die Altsitzerin sich etwas herausnehmen, gleich war sie hinterher und zeigte ihr die Wirtin. „Ich sehe wohl," sagte die Alte, „du bist deines Vaters Kind, und ich werde jetzt keinen bessern Frieden haben als zuvor. Du gönnst dem Armen nur knapp sein Stückchen Brot und bist nur immer auf deinen Vorteil bedacht. Aber vergiß nicht, daß auch der Reiche gute Freunde brauchen kann, und daß man in der Not bei denen nicht anklopfen soll, die man im Übermut schlecht behandelt hat. Keiner weiß voraus, wer ihm einmal nützlich sein kann, und schon manchem ist ein Bein gestellt, der sich fest auf den Füßen glaubte. Ich drohe wahrlich nicht, aber was geschieht, das geschieht oft auch ohne unser Gebot." Ewe lachte dazu. „Die Leute sollen nicht sagen," antwortete sie, „daß ich zu jung und unerfahren zur Wirtin bin. Willst du für mich arbeiten, so sollst du deinen Lohn haben."

Auf dem Felde war sie die Fleißigste. Wenn sie frühmorgens, das weiße Kopftuch zierlich umgeknüpft und die lange Harke über der Schulter, hinaus und am Hause des Endrullis vorüberging, sang sie mit lauter Stimme und grüßte neckisch ins Fenster hinein. Michel stand da oft und wartete auf ihr Vorüberkommen, oder er richtete es so ein, daß er eben vor der Tür oder im Garten zu tun hatte. Die Äcker und Wiesen grenzten auch an mehr als einer Stelle, und es konnte gar nicht ausbleiben, daß sie bei der Arbeit einander nahe kamen und über den Rain hin Worte wechselten oder in der Mittagshitze unter demselben Baume den Schatten suchten. Urte sah scheel dazu und ließ es nicht an bissigen Bemerkungen fehlen; aber Michel tat, als ob er sie nicht verstand, und Ewe hatte eine noch spitzere Zunge als sie. Recht ihre Lust schien sie daran zu haben, die Eifersucht der Frau zu stacheln.

Ganz anders benahm sie sich gegen Michel als zuvor, da sie noch ihres Vaters Magd war. In diesem Kopfe gestalteten sich die Dinge nach eigenem Gesetze. Sie hatte nun den großen Hof gerade so wie die Urte; das änderte auch nach ihrer Schätzung die ganze Sachlage wesentlich. Urte hatte jetzt nichts mehr vor ihr voraus; Michel verlor nichts, wenn er sie aufgab. Warum sollte sie nicht nehmen, was ihr doch gehörte? Weshalb sollte sie die verhaßte

Gegnerin schonen? Gewissensbedenken kamen ihr gar nicht — jetzt nicht. In ihren Augen hatte Urte ihr Recht verloren; es hatte ja nie einen andern Grund gehabt, als weil sie die Wirtin war und Ewe eine Magd. Nun stand Wirtin gegen Wirtin; das einzige Hindernis, das ihrer Liebe entgegentrat, hatte ein Zufall beseitigt, der ihr eine himmlische Schickung schien. Sie konnte glücklich sein — und wollte glücklich sein.

Michel verstand Ewe; sie dachte ja zum Teil mit seinen Gedanken: wenn sie ihn mit den grauen Blitzaugen ansah, lief's ihm heiß durch die Adern, und reichte sie ihm zum Willkommen die Hand, so war's ihm, als ob seine Finger sich gar nicht mehr lösen könnten. Weil ich einmal einen dummen Streich gemacht habe, sagte er sich, soll ich dafür mein Leben lang büßen? Er wartete nicht mehr auf ein zufälliges Zusammentreffen, sondern ging abends fort — ins Wirtshaus angeblich oder auf die entfernte Weide am Bach, nach dem Vieh zu sehen — und umschlich den Hof und Garten, ob Ewe sich nicht blicken lassen würde. Selten vergeblich.

Eines Tages war die alte Gaidullene bei Frau Urte zum Besuch. Sie hatten sich wohl eine Stunde lang eingeschlossen, und dann wurde Kaffee gekocht und Kuchen aufgetragen. Den Mägden blieb es nicht unbemerkt, daß der Korb, den die Altsitzerin leer

mitgebracht hatte, ihr schwer am Arm hing, als sie sich entfernte. An demselben Abend gab es Lärm auf dem Purwinsschen Hofe. Urte war ihrem Manne nachgeschlichen und hatte sich hinter einem Holzstapel am Gartenzaune versteckt. Als sie nun in der Jasminlaube leise sprechen und lachen hörte, sprang sie vor und überraschte Michel und Ewe, wie sie zusammen auf der Bank saßen und einander umarmt hielten. Mit einem Hagel von Scheltworten drang sie auf das Mädchen ein und fiel sie mit den Nägeln an. „Eine schlechte Person bist du," rief sie zornig, „eine Verführerin! Treib's mit wem du willst, aber meinen Mann locke nicht. Ich will dir das dreiste Gesicht . . ." Michel trat zwischen beide und schob Urte zurück. „Mit mir hast du's zu tun," sagte er. Aber Ewe brauchte gar keinen Verteidiger. „Wer hat ihn gelockt?" gab sie's der Frau zurück. „Du — du — du! Ich brauchte ihn wohl zu locken? Sind wir nicht als Nachbarskinder miteinander aufgewachsen? Sitzen wir heute zum erstenmal zusammen in dieser Laube? Hat er mir nicht lange, bevor er dem König diente, gesagt, daß er mir gut sei, und hinterher, daß er mich nicht vergessen habe in Berlin? Wenn du ihn nicht herangelockt hättest, wär's noch beim alten. Der Hof hat ihn geblendet. Aber jetzt hab' ich auch Haus und Hof, und wenn ich nicht so reich bin wie du, so bin ich doch jung und lustig und

nehm's mit dir auf. Iſt er dein Mann, ſo halte ihn feſt; wenn er aber zu mir kommt, ſo mag ich ihn nicht abweiſen, und willſt du's durchaus unter die Leute bringen, ſo hab' ich wahrlich nichts dagegen. Denn ich weiß wohl, wen ſie auslachen werden. Und nun wag's nicht noch einmal, dich ſo hinterliſtig auf meinem Hofe betreffen zu laſſen. Sonſt könnten die Hunde dich für eine Diebin halten und dir den Rock zauſen. Hier bin ich die Herrin!"

Urte kochte vor Wut. Sowie ſie anfangen wollte, ſchnitt Ewe ihr wieder das Wort ab. Michel fand's gar nicht ſo übel, daß die beiden Frauen um ihn zankten, und hielt ſich klug zurück. Endlich faßte Urte ſeinen Arm und zog ihn mit ſich fort. „Leb' wohl, Ewe," ſagte er zum Abſchied. „Iſt's ſo weit gekommen, ſo mag's nun auch weiter gehen."

Er hatte diesmal keine friedſame Nacht. Urte holte zu Hauſe nach, was ſie bei Ewe nicht hatte anbringen können, und wenn er meinte, es ſei nun genug und er könne ſich auf die Seite legen, fing ſie dieſelbe Litanei aus einem andern Regiſter von neuem an. Und das war immer der letzte Vers vom Liede: „Ich leid's nicht, Mikelis! Und wenn ich dich noch einmal bei der Ewe finde und du auch nur ein freundliches Wort mit ihr ſprichſt, ſo iſt's aus zwiſchen uns. Das Grundſtück gehört mir, und du biſt die letzte Zeit Wirt geweſen." Er verhielt ſich trotzig.

Am andern Tage hatte sie sich beruhigt und versuchte es nun auf andere Weise, ihn zu sich zurückzuziehen. Sie hätte ihn doch ungern verloren und redete sich's willig ein, daß er nur den kleinsten Teil der Schuld trage und bald wieder zu Verstand kommen werde. Als er sich zum Mittagsessen einfand, machte sie ihm freundliche Vorstellungen, die auch nicht ohne Wirkungen zu bleiben schienen. Er hatte sich's schon selbst überlegt, daß die Geschichte ein schlimmes Ende haben könnte und seine Lage sehr unsicher geworden sei.

Nun faßte sie ihn von seiner schwachen Seite. „Du bist sonst ein so vernünftiger Mann, Mikelis," sagte sie schmeichelnd, „ein so kluger Mann — weit über deine Jahre klug und verständig. Hätt' ich dich sonst geheiratet und hier zum Herrn eingesetzt? Nun bist du aber wie blind, daß du nicht siehst, wie die Ewe, die schlaue Hexe, dich zum Narren hält. Sie hat auf dich gerechnet und verzeiht dir's nicht, daß du von ihr abgegangen bist und eine kluge Wahl getroffen hast. Deshalb hat sie sich auch so bissig gegen mich gezeigt und mich mit höhnischen Reden aufgezogen, wo sie nur konnte. Dich aber hat sie so lange in Ruhe gelassen, als ihr Vater und ihre Brüder lebten; denn sie wußte wohl, so dumm würdest du nicht sein und in ihr Netz gehen, wenn du Haus und Hof zu verlieren hättest.

Nun aber trumpft ſie auf und meint, dich überliſten und fangen zu können. Ich ſage dir, ſie iſt eine boshafte Hexe und hat dir's nicht verziehen. Unfrieden möchte ſie zwiſchen uns ſäen und uns auseinanderbringen — ja wohl! Aber wenn ihr das gelungen iſt, wird ſie dir ein anderes Geſicht zeigen. Sie hat's gerade nötig, auf dich zu warten! Die Freier laufen ſich nach ihr die Hacken ab. Und, gib Acht! Wenn ſie dich erſt ſo weit hat, daß du nicht ſicher zurückkannſt, ſchlägt ſie dir auch dort die Türe zu. Dann ſtehſt du auf der Landſtraße, und das iſt die Rache der Liſtigen. So verdient's auch der Dumme." Michel horchte auf. Was Urte ihm da zu erwägen gab, war nicht leichtſinnig von der Hand zu weiſen! Es ging ihm ſchwer genug im Kopf herum. Ewe war ihm freilich gut geweſen, und es hatte den Anſchein, ſie ſei's noch. Aber er hatte ſie doch arg gekränkt und zurückgeſetzt. So eitel er war, fühlte er doch, daß er eigentlich gar keinen Anſpruch auf ihre fortdauernde Neigung hätte. Wenn ſie handelte, wie Urte argwöhnte, konnte er ihr's kaum übel nehmen. Und ein wenig boshaft war ſie wirklich. Er beſchloß, ſich nicht auf Gnade und Ungnade in ihre Macht zu geben.

5.

Einige Tage ließ er vorübergehen. Es war Erntezeit und auf dem Felde viel zu tun. Ewe ging ihren gewöhnlichen Geschäften nach und schien sich um ihn gar nicht zu bekümmern. Hatte Urte recht? oder geschah's aus Schlauheit, weil sie aufpaßte? Wie hübsch sie war, wie flink, wie munter bei der Arbeit! Mit den Leuten hatte sie immer etwas zu plaudern und zu scherzen, da konnte es ihnen nicht schwer werden. Am liebsten hätte er die Sense auf die Schulter nehmen und zu ihr übergehen mögen — „desertieren" nannte er's bei sich selbst. Aber was dann weiter? Völlig blind machte ihn die Leidenschaft doch nicht. Im Gegenteil meinte er, die Augen recht groß aufsperren zu müssen, daß er nicht in eine Falle gehe. Er hatte immer allerhand Praktiken im Kopfe, und wenn das Herz noch so laut sprach. Eines Abends, als Ewe im Graben am Wege unter einem Weidenbaum ausruhte, wußte er's so einzurichten, daß er nach seinem andern Roggenstück vorbeigehen mußte. „Ewe," sagte er, „es kann so nicht bleiben. Darf ich morgen in der Frühe zu dir kommen? Ich habe etwas Wichtiges mit dir zu besprechen."

Sie wendete den Kopf ein wenig zurück, nur so viel, daß sie einen raschen Blick über ihn hinstreifen

laſſen konnte. „Ich locke dich nicht," entgegnete ſie. „Wenn's aber dein ernſtlicher Wille iſt, ſo tu', was du mußt. Wie ich geſinnt bin, weißt du."

„Doch nicht ſo ganz. Darum muß ich dich geheim ſprechen. Schicke deine Leute voraus auf's Feld. Ich werde früh fortreiten, den Fuchs im Wäldchen laſſen und den Bach entlang hinter den Erlen zurückgehen. Dann durch deinen Roßgarten. Schließe die kleine Hintertür am Stall nicht. Soll's ſo ſein?"

Sie beſann ſich eine kurze Weile. „Das iſt aber die letzte Heimlichkeit, Mikelis," ſagte ſie. „Wenn du nicht den Mut haſt, geradeaus deinem Herzen zu folgen, ſo bleibe lieber fort. Einen Schatz, der's nicht ehrlich meint, finde ich alle Tage."

„Ich mein's ehrlich, Ewe," verſicherte er, „aber ich muß Gewißheit haben, daß auch du's ehrlich meinſt."

Statt zu antworten, lachte ſie hell auf. Er konnte das nehmen, wie er wollte.

Am andern Morgen geſchah's, wie verabredet. Ewe erwartete ihn im Stall. „Die Gaidullene iſt zu Hauſe," bemerkte ſie, „und dem alten Weibe iſt nicht zu trauen. Meinetwegen freilich mag ſie erzählen, was ſie will. Aber wenn du Bedenken haſt . . ."

„Ewe," ſagte er, „ich bedenke nur, was jeder andere an meiner Stelle auch bedenken müßte, wenn

er bei Verſtande iſt. Wär's nur ſo zum Pfarrer zu gehen und ſich trauen zu laſſen! Aber bis dahin iſt für uns beide leider noch ein weiter Weg."

Sie hob trotzig das Kinn. „Aber man muß doch den erſten Schritt tun."

„Der erſte Schritt iſt bald getan, Ewe. Aber wenn er getan iſt, ſtehen wir ſehr ungleich. Hab' ich mit der Urte gebrochen, ſo verliere ich Haus und Hof."

„Und bei mir findeſt du wieder Haus und Hof, Mikelis."

„Das kann ſein, Ewe . . . aber es kann auch nicht ſein."

„Wie kann es auch nicht ſein?"

Sie ſah ihn forſchend an, und die Naſenflügel bewegten ſich, als wollte ſie zornig aufwallen. „Mißtrauſt du mir, Mikelis?" fragte ſie und zog ihre Hand aus der ſeinen.

Er haſchte ſogleich wieder danach. „Ich vertraue dir, Ewe," antwortete er, „daß du's jetzt gut meinſt. Aber was mit der Zeit geſchieht . . ."

„Mikelis!" —

„Ich ſage: wenn wir gleich zum Pfarrer gehen könnten! Das kann doch nicht ſein. Und ich weiß nicht, ob dir nicht hinterher ein anderer beſſer gefällt . . ."

„Du denkſt ſchlecht von mir."

„Gewiß nicht, Ewe. Aber es kann ſich ſelbſt keiner ſo weit trauen. Sonſt wär's ja auch nicht nötig, daß der Pfarrer aus zweien ein Paar machte."

Sie ſenkte die Augen und zog die Lippe wie zum Lachen. „Es iſt auch nicht nötig, wenn zwei einander wirklich lieb haben," entgegnete ſie. „Haben ſie einander nicht lieb, ſo hält das auch nicht."

Er nickte. „Freilich! Aber vom guten Willen hängt's doch ab — von dem allein. Und man weiß nicht, ob es beim guten Willen bleibt, wenn der eine Teil ſich gebunden hat und der andere fühlt ſich frei. Ich will nicht zum Geſpött werden. Und wenn du's auch nicht ſo meinſt, ſo wird's doch nach meinen ſtillen Gedanken ſo ſein, und daraus kann nichts Gutes werden. Beſſer iſt's, du bindeſt dich auch, damit wir für alle Fälle gleichſtehen. Dann iſt kein Zweifel, daß wir früher oder ſpäter glücklich zum Ziele kommen."

„Wie ſoll ich mich binden?" fragte ſie.

Er lächelte überlegen. „Gib mir eine Verſchreibung, Ewe."

„Daß ich dich heiraten will, wenn du mit der Urte auseinander biſt?"

„Das könnte wenig nützen. Nein — über irgend eine runde Summe, die du mir zahlen willſt, wenn du hinterher zurücktrittſt."

Sie ſetzte die Lippe auf. „Ich werde nicht zurücktreten.“

„Dann iſt's ja ſo gut, als ob nichts verſchrieben wäre. Nur daß ich etwas in Händen habe!“

„Du biſt allzu klug, Mikelis.“

Er zuckte die Achſeln. „Willſt du, ich ſoll dir vertrauen, und du vertrauſt mir nicht?“

„Was ſoll ich dir verſchreiben, Mikelis?“ fragte ſie nach kurzem Bedenken. „Du haſt recht: es iſt beſſer ſo — zu deiner Beruhigung, und damit du mir nicht den Vorwurf machen kannſt, ich hätte dich von Haus und Hof gebracht. Willſt du gleich das Grundſtück?“

„Nein . . Nur daß wir ungefähr gleich ſtehen —“

„Nenne nur die Summe — es iſt gleichviel. Denn ich weiß doch, daß ich nie wanken werde.“

„Schreibe fünfhundert Taler.“

„Wie du willſt. Aber wie ſoll ich ſchreiben?“

„Wie wir's abgemacht haben. Am Hochzeitstage wird das Papier zerriſſen, und es gilt nur, wenn du ſagſt: ich will dich nicht.“

Sie lachte. „Dann gilt's nie. Es iſt närriſch, daß ich ſo an dir hänge, aber ich kann's nicht ändern. Schreibe mir's vor, und ich will unterſchreiben.“

„Das Klügſte iſt's,“ ſagte er, „wir machen einen Wechſel. Darauf ſchreibſt du nur oben fünfhundert Taler und quer auf der einen Seite deinen Namen,

ſo iſt alles in Ordnung. Soll das Papier einmal gelten, ſo gilt's, ohne daß irgend ein Menſch zu erfahren braucht, was zwiſchen uns verhandelt iſt. Ich weiß damit Beſcheid. In meiner Brieftaſche hab' ich noch von Berlin her ſo einen Zettel, auf dem ſchon das meiſte gedruckt ſteht. Willſt du, ſo laſſe ich ihn dir zurück. Du kannſt dich ja dann noch bedenken."

„Gib nur," ſagte ſie, „da iſt nichts zu bedenken. Ich will ſogleich zum Schulzen gehen und dort ſchreiben — der hat Tinte. Dann komm auf dem Felde unter die Weide und hole dir das Papier ab. Iſt's nun in Ordnung?"

Er zog den ſchmalen Papierſtreifen aus ſeiner Brieftaſche und zeigte ihr, indem er den Arm um ihre Schulter legte, wo ſie die Zahl und wo den Namen zu ſchreiben hätte. Das ſchien ihr viel Spaß zu machen. „Und das Ding gilt dann fünfhundert Taler?" fragte ſie. „Damit ſteckt man ja ein halbes Grundſtück in die Taſche."

„Soviel geſchrieben ſteht," verſicherte er, „ſo viel gilt's."

„Wenn aber das Papier verloren geht —?"

„So iſt's, als ob man das Geld verloren hätte."

„Dann verwahre es doch nur gut," ſcherzte ſie, „damit dir's niemand wegnimmt. Kannſt du mir das Papier nicht zurückgeben, ſo heirate ich dich

nicht, und wenn schon die Trauung beim Pfarrer bestellt wäre."

Damit gab sie ihm einen leichten Schlag auf die Schulter und ließ ihn zur Tür hinaus. Lieber wäre ihr's gewesen, wenn er auf solche Gedanken nicht gekommen wäre. Aber es gefiel ihr doch auch, daß sie mit einem Federstrich über eine solche Summe verfügen konnte, und daß er auf sich etwas hielt.

Eine Stunde später auf dem Felde winkte sie ihn heran und gab ihm den Wechsel mit ihrer Schrift.

„Ist's nun richtig?" fragte sie.

„Es ist richtig," antwortete er und schüttelte ihr die Hand. „Wann kann ich bei dir anziehen?"

„Heute noch, wenn du willst."

„Gut! Ich will sehen, ob in der Wirtschaft alles in Ordnung ist, daß die Urte mir nichts Schlimmes nachsagen kann. Braucht sie mich da noch, so komme ich, wenn ich fertig bin."

Dagegen hatte sie nichts zu erinnern.

Den Wechsel verwahrte er sorgsam in der Brieftasche. Er fühlte sich nun so sicher, daß ihn die Verhandlung mit der Urte gar nicht mehr beängstigte. Und so sagte er ihr denn beim Mittag geradeheraus, wozu er entschlossen sei. Urte legte den Löffel fort und stand auf. „Hast du sonst einen Grund," fragte sie, „weshalb du von mir gehst?"

„Nein — aber der ist gut genug."

„So iſt es mir keine Schande, wenn du gehſt. Du aber wirſt ernten, was du geſäet haſt. Ich rate dir gut: geh' nicht! Die Ewe wird dich verderben. Ich ſehe dich noch einmal als Bettler an meine Tür klopfen, nachdem die Ewe dich vom Hofe gejagt hat. Ich rate dir gut: geh' nicht!"

Aber er ging doch. Nichts nahm er mit als den Fuchs, den er eingebracht hatte, ſeine Kleider und den verdienten Lohn aus ſeiner Knechtzeit und von den Schmuggelritten. Ewe empfing ihn mit offenen Armen.

Als nun Urte ſah, daß ihr Mann Ernſt machte, lief ſie zu Janis Piklaps, dem Gemeindevorſteher, klagte ihm und forderte, er ſolle es nicht leiden, daß ihr ſolches Unrecht geſchehe und Ewe ihren Mann bei ſich aufnehme. Der zuckte aber die Achſeln und meinte, zu ändern ſei's doch einmal nicht. Ein Anderer in ſeiner Stelle hätte auch lieber eine junge als alte Frau. „Glaube nur nicht," ſchloß er, „daß der Mikelis wieder von der Ewe abzubringen ſein wird. Der iſt in Berlin klüger geworden als wir alle und hat ſich gut vorgeſehen, daß ſie ihm nicht den Stuhl vor die Tür ſetzen kann. Die Ewe iſt bei mir geweſen und hat ihren Namen auf einen Wechſel über fünfhundert Taler geſchrieben mit meiner Tinte und Feder. Als ſie das tat, wußte ich nicht, weshalb es geſchah; aber nun begreife ich wohl, was ſie mit

ihrer Antwort auf meine Frage meinte. Sie lachte und sagte: ich kaufe mir einen Mann. — Endrullis hat den Wechsel in der Tasche, glaube mir, und bekommt er nicht die Frau, so bekommt er das Geld. Der ist ein Schlauer!"

Darüber erschrak Urte sehr. Denn es war kein Zweifel, daß Piklaps Recht hatte, und wie er die Sache ansah, so mußte sie ja nach ihrer Meinung jeder Verständige ansehen. Sie hatte sich noch Hoffnung gemacht, es werde ihm nicht lange in abhängiger Stellung bei Ewe gefallen; war er aber so gut gesichert, dann kehrte er gewiß nicht zu ihr zurück. Nun überlegte sie sich's, wie sie der Ewe am besten einen Tort tun könne. „Sie meint, ich werde mich von Mikelis scheiden lassen," rief sie, „damit sie ihn heiraten kann. Aber am Altar soll sie seine Frau nicht werden! Ich tu's nicht, er gehört mir! Und wenn ich sie vor den Menschen nicht auseinanderbringen kann, vor Gott werde ich sie schon auseinanderbringen. Der Herr Pfarrer soll ihnen das Abendmahl verbieten und ihnen von der Kanzel ins Gewissen reden. Und wenn's zehn Scheffel Weizen kosten sollte und manchen Stein Flachs! Ich bin reich genug dazu."

6.

Täglich wohl zehnmal sagte sich's die Urte vor: „Ich tu's nicht, er gehört mir! Und wenn ich sie vor den Menschen nicht auseinanderbringen kann, vor Gott sollen sie nicht zusammen gehören!" Sie meinte eine Zeitlang, sie dürfe nur beharrlich bei ihrer Weigerung festhalten, so müßte sich das ganz von selbst ergeben. Und auf ihren harten Kopf durfte sie sich verlassen.

Wäre dabei nur nicht ein schweres Bedenken gewesen. „Es wird dir doch nichts übrigbleiben, als zur Scheidung zu gehen," meinte Janis Piklaps eines Tages, als sie die Abgaben zu zahlen kam.

„Weshalb glaubst du das?"

„Ich habe über die Sache im Dorf sprechen hören, und die Leute haben recht. Da wir gute Nachbarn sind, will ich dir's nicht vorenthalten. Du und der Mikelis, ihr lebt in Gütergemeinschaft, nicht wahr? Oder habt ihr einen Vertrag gemacht, daß jedem Teil das bleiben soll, was er einbringt?"

„Nein, das nicht."

„Siehst du wohl! Also gehört von allem ihm soviel als dir. Wenn ich nun heute zu ihm gehe und sage: Mikelis, verkaufe mir den roten Ochsen mit dem weißen Stern, oder den fünfjährigen Schimmel, oder den Wagen mit dem eisernen Tritt, und er sagt

Ja und nimmt das Kaufgeld, was willſt du tun, wenn ich mir das gekaufte Stück aus deinem Stall oder von deinem Hofe abhole? Da er der Mann iſt, hat er darüber zu verfügen und darf die Frau nicht einmal fragen. Und ſo, wenn ein anderer zu ihm kommt und um Getreide oder Holz handelt. Er kann dir die Zäune abbrechen und das Dach abdecken laſſen, wenn es ihm gefällt. Willſt du widerſtreben, ſo kommt dir der Exekutor auf den Leib, denn das Gericht muß dem Käufer beiſtehen. Wenn Mikelis will, kann er dich nackt ausplündern."

Die Frau wurde kreideweiß. „Iſt es ſo nach dem Geſetz?" ſtotterte ſie.

„Ich glaube, es iſt ſo; und ſie wollen ſich erkundigt haben. Ich ſage dir's nur, damit du dich danach richten kannſt, denn Endrullis wird's ja nicht tun." Das ſagte er keineswegs ſehr zuverſichtlich und fügte auch hinzu: „— es ſei denn, daß er dich ärgern oder zu irgend etwas zwingen will, oder daß er ſelbſt in Not iſt."

Urte ſchüttelte den Kopf. „Darauf iſt wenig Verlaß. Hat er das Recht, es zu tun, ſo tut er's auch. Sind die andern ſchon ſo klug, ſo iſt er ſicher noch klüger. Und warum ſoll er mich ſchonen? Ich bin ihm verhaßt, weil ich ihm im Wege ſtehe. Aber ich glaub's noch nicht, daß es ſein Recht iſt, und ich rate dir, den Leuten zu ſagen, daß ſie ihr Geld in

der Taſche behalten ſollen. Von meinem Hofe kommt nichts herunter, als was ich ſelbſt abgebe."

Sie ſprach doch nur ſo, um ihn nicht merken zu laſſen, wie ſchlecht ihr zu Mute war. Zu Hauſe ließ ſie dann auch ſogleich den Wagen anſpannen und fuhr nach der Stadt. Dort ging ſie zum Anwalt und trug ihm die Sache vor. Er erhielt Vollmacht, den Scheidungsprozeß einzuleiten.

Übrigens hatte der Herr ein Wörtchen fallen laſſen, das ſie begierig aufnahm und ſie ganz froh ſtimmte. Sie hütete ſich wohl, davon im Dorf zu ſprechen, um nichts vor der Zeit zu verraten. Nur als Piklaps meinte, er habe alſo doch Recht gehabt, antwortete ſie grinſend: „Wir beide werden geſchieden; aber die Ewe ſoll er doch nicht heiraten." Der Schulze achtete nicht ſonderlich darauf. Das ſpräche ſo der Ärger aus ihr, dachte er.

Endlich erging das Erkenntnis: die Endrullis'ſchen Eheleute waren geſchieden. Als Michel die Ausfertigung mit dem Adler oben und dem großen Siegel unten ausgehändigt erhielt, faßte er Ewe um den Hals, tanzte mit ihr durch die Stube und rief: „Nun bin ich frei, und nun will ich dir Wort halten. Unſere Probezeit iſt vorüber."

Kaum war die Entſcheidung rechtskräftig, ſo ging er zum Pfarrer, das Aufgebot zu beſtellen. Das Erkenntnis hatte er mitgenommen, und das war

gut; denn der Geistliche sagte gleich, daß er's erst einsehen müßte. Und als er's eingesehen hatte, zog er die Stirn in Falten. „Nach diesem Erkenntnis," sagte er, „darfst du eine andere Ehe überhaupt nur eingehen mit gerichtlicher Erlaubnis, und wie ich das Gesetz kenne, wirst du die niemals erhalten zu einer Heirat mit Ewe Purwins, weil sie es war, die deines Weibes Rechte verletzt hat. Trenne dich noch diese Stunde von ihr, damit deine Sünde nicht wachse."

„Nimmermehr!" rief Endrullis und riß dem Geistlichen das Blatt aus der Hand. „Ich sehe wohl, daß du uns nicht helfen willst, weil wir auf deine Ermahnungen nicht gehört haben. Aber ich werde mein Recht weiter suchen. Du bist noch nicht der König!"

Damit verließ er das Pfarrhaus. Ewe war sehr bestürzt, als sie erfuhr, was der Pfarrer gesagt hatte.

Sie senkte den Kopf und zupfte an ihrem weißen Ärmel. „Mikelis, Mikelis," sagte sie, „ich fürchte, du bist der Urte doch nicht klug genug gewesen. Ich habe gehört, daß sie gedroht hat: wir beide werden geschieden, aber die Ewe soll er doch nicht heiraten! Gewiß hat sie's voraus gewußt, daß es so kommen müßte, oder der Anwalt hat es ihr so bei den Gerichtsherren besorgt. Sie ist nie in der Stadt gewesen, ohne für ihn etwas auf den Wagen zu laden."

„So gibt's ja noch einen andern Anwalt in der Stadt!" rief Endrullis, „und mein Geld iſt auch nicht zu verachten. Ich ſage dir, es iſt nur dummes Zeug, und der Pfarrer tut wichtig." Er holte den Geldbeutel aus dem Verſteck hinter dem Bett vor, zählte ſich eine Summe in die Taſche, ſattelte den Fuchs und ritt fort.

Er erfuhr nichts Tröſtliches. Ohne den gerichtlichen Konſens ging's wirklich nicht. Und der Advokat ſagte gleich: „Das ſteht da nur geſchrieben, damit ſie ihn dir verweigern können, wenn du wegen der Ewe Purwins kommſt. Sonſt kannſt du jetzt heiraten, wen du willſt."

Endrullis ſprach kein Wort, ſondern zählte fünf Taler auf den Tiſch. Dann ſah er den Anwalt liſtig an und fragte: „Willſt du's nun beſorgen?"

Der Herr zuckte die Achſel. „Damit läßt ſich's nicht machen. Du mußt warten, bis die Urte geſtorben iſt."

„Das dauert mir zu lange." Er zählte noch zehn Taler auf. „Geht's nun?"

„Dein Geld tut's nicht, Endrullis. Verſchaffe mir eine Schrift von der Urte, daß ſie dir verzeiht und in deine Heirat mit der Ewe willigt, ſo will ich verſuchen, dir den Konſens zu verſchaffen."

Endrullis griff tief in ſeine Taſche. Es klapperten da noch einige Silberſtücke, und er legte ſie zu den

andern. „Geht's nun ohne das? So dumm ist die Urte nicht."

Der Anwalt schüttelte den Kopf. „Ich kann dir keinen andern Rat geben."

„Nicht?"

„Nein."

Der Littauer strich das Geld langsam vom Tisch und steckte es wieder in die Tasche. „Was hast du für deine Versäumnis zu fordern, Herr?"

Der Anwalt verwies ihn deshalb an seinen Schreiber.

Und so ging nun Endrullis von einem zum andern und hörte überall dasselbe, zuletzt auch auf dem Gericht. Nach einigen Tagen kam er ganz verstört nach Hause. Ewe las es ihm gleich vom Gesicht ab, daß er nichts Gutes mitbrächte. Sie weinte und klagte: „Nun bist du frei, Mikelis, aber wir beide kommen nimmer ehelich zusammen." Es war ihr jetzt nicht mehr gleichgiltig wie früher, als sie nur ihr Stück durchsetzen wollte. Sie wußte auch, daß die Leute einen Unterschied machen würden. Damals hieß es: „Was weiter? die Hochzeit ist nur aufgeschoben." Jetzt rechnete niemand mehr darauf, zu Gast gebeten zu werden.

Er mochte noch nicht daran glauben, schrieb Eingaben in deutscher und littauischer Sprache an das Obergericht, an die Herren Minister, auch an seinen

Major, zuletzt an den König — es half alles nichts. Er war in ſo gereizter Stimmung, daß jeder ſich fürchten mußte, in ſeine Nähe zu kommen, und ſelbſt Ewe ihm ſcheu aus dem Wege ging, ſoviel ſie konnte. Eines Tages ſagte er zu ihr: „Ich will mich Deinetwegen demütigen und zur Urte gehen. Wenn ich ſie bitte — vielleicht verzeiht ſie mir."

Ewe ſeufzte und antwortete: „Es wird vergeblich ſein."

„Dir wär's wohl lieb," fuhr er ſie zornig an, „wenn's vergeblich wäre. Du brauchſt dann dein Wort nicht zu halten."

„Mikelis!" rief ſie, „das hab' ich nicht verdient. Alles tat ich dir zu Liebe, was ich konnte. Und wenn du willſt, ſo geh' ich ſelbſt zur Urte, ſie um die Schrift zu bitten. Früher hätt' ich mir eher die Zunge abgebiſſen, als ihr ein gut Wort gegeben . . . jetzt bin ich nicht mehr ſo ſtolz."

„So geh," ſagte er, „du richteſt vielleicht mehr aus als ich. Und ich fürchte auch, daß ich heftig werde, wenn ich das boshafte alte Weib ſehe, und alles verderbe."

Ewe kam traurig zurück. „Sie iſt hart wie Stein," ſchluchzte ſie. „Ich hab' ihr in meiner Not den Rock geküßt, und ſie hat mich mit dem Fuß fortgeſtoßen."

Er ballte die Fauſt. „So ſoll ſie auf mich nicht warten. Meinetwegen kann's bleiben, wie es iſt.

Haben wir uns so lange ohne des Pfarrers Segen beholfen, mag's auch weiter so gehen. — Bist du's zufrieden, Ewe?"

Sie nickte zustimmend, aber antwortete nicht. Das verdroß ihn. Er ging hinaus und warf die Tür hinter sich zu. Auf dem Hofe spaltete er Holz, und so grimmig schwang er die Axt, daß die Splitter nach allen Seiten flogen. —

Eines Abends fuhr ein kleines Wägelchen mit einem Pferde zwischen der Gabeldeichsel ins Dorf. Auf dem tiefen Strohgefäß saß ein alter Mann, der in der einen Hand lose die Leine, in der andern ein Buch hielt. Er hatte die Pelzmütze aus der kahlen Stirn geschoben und eine große Brille auf der Nase. Es war kaum möglich, daß er bei der stoßenden Bewegung des Wagens lesen konnte, aber er sah doch ins Buch. Wer ihm begegnete, grüßte ehrerbietig. Vor dem Hause der Ewe Purwins hielt er an und stieg ab. Der Knecht Jons Toleikis eilte sofort vom Hofe herbei und nahm ihm die Leine ab.

Der Alte mit dem langen weißen Haar war der Vorsteher der Sekte der „Frommen", die sich wegen ihrer Zusammenkünfte zu religiösen Übungen „Surimkimniker" nennen. Er hieß der „Engel", weil er besonders von Gott mit der Rede begabt war und seine Gebote zu verkündigen hatte. In hohem Ansehen stand er auch bei denen, die nicht zur Sekte

gehörten; selbst die Geistlichen in den Kirchdörfern behandelten ihn mit großer Zuvorkommenheit, da sie seinen Einfluß bei den Littauern kannten. Hätte er von einem Pfarrer behauptet, er sei nicht rechtgläubig, so würde er bald vor leeren Bänken gepredigt haben. Ewe ging ihm mit gesenktem Kopfe entgegen und küßte ihm demütig die Hand. Ihr ahnte, weshalb er kam.

„Ewe Purwins," begann er, „ich vernehme zu meiner Betrübnis, daß du großes Ärgernis gibst durch deinen Lebenswandel. Du hast einen Mann von seiner Frau getrennt, und so ist's, als ob du selbst die Ehe gebrochen hast. Aber das ist geschehen, Kind, und nicht mehr zu ändern. Willst du dich dieserhalb mit Gott versöhnen, so frage an, welche Buße dir bestimmt ist. Das Fleisch ist schwach, und sündige Menschen sind wir alle. Weshalb ich aber zu dir komme, das hat nicht den Zweck, dich zu solcher Buße zu mahnen, sondern das öffentliche Ärgernis zu beseitigen. Du hast gehofft, nach der Scheidung dich mit Endrullis verbinden zu können zu einem christlichen Ehebunde. Nun tut aber das Gericht, wie ich höre, Einspruch, und der Herr Pfarrer weigert sich mit Recht, den Segen über euch zu sprechen. Du hast also weiter keine Entschuldigung, wenn du dich an diesen Mann hängst, der dir nicht angehören kann, sondern verharrst in

ſträflichem Ungehorſam. Darum ſchickt der Heilige Geiſt mich zu dir, daß ich dich mahne, von ihm abzulaſſen und ihn ſeine Wege zu weiſen. Wenn du aber auf ſeine Stimme nicht achteſt, ſo werden alle Frommen und Gottesfürchtigen im Lande Wehe über dich rufen, und du wirſt in der Kirche allein ſitzen in deiner Schande, von den Gerechten gemieden. Vernimm es und tue danach!" Dann öffnete er ſein Buch und las näſelnd und halb ſingend einen Pſalm.

Ewe kniete nieder, faltete die Hände und betete. Endrullis kam dazu und wagte nicht zu unterbrechen. Als der Alte aber geendet hatte, trat er heran und fragte, was dieſe Litanei ſolle. „Ich bin nicht gekommen, mit dir zu reden," antwortete jener ſalbungsvoll, „ſondern mit dieſem Mädchen, über das du Gottloſer keine Gewalt haſt. Ich weiß wohl, daß du ſchon lange nicht mehr in der Kirche geweſen biſt, denn Gottes Wort iſt dir ein Stachel im Herzen, und ſo will auch ich nicht vergeblich ſprechen."

Endrullis lachte auf. „Die Urte iſt nicht umſonſt zu den Frommen gegangen. Ich merke, daß ſie da Troſt gefunden hat. Sie ſchickt dich wohl, hier unter uns Unfrieden zu ſäen?"

„Mich ſchickt niemand als der Heilige Geiſt," ſagte der Alte, hob die Hände hoch auf und ſchritt langſam hinaus. Er fuhr ſogleich wieder ab, ohne ſich im Dorfe zu verweilen.

Daß er nicht ohne Erfolg Ewe ins Gewiſſen geredet hatte, mußte Endrullis bald erkennen. War ſie ſchon vorher oft traurig geweſen und kopfhängeriſch im Hauſe herumgegangen, ſo verlor ſie jetzt alle Munterkeit und zeigte in ſeiner Gegenwart ein ſcheues Weſen, das ihn wohl beſorgt machen mußte. Sie klagte zwar nicht laut, forderte ihn auch nicht auf, das Haus zu verlaſſen; wenn er ſie aber liebkoſte, ſchob ſie ſeine Hand ſanft fort, und wenn ſie etwas zu ihm ſprach, klang's wahrlich, wie ſonſt gar nicht ihre Art war. „Es kann nicht anders ſein", ſagte er einmal ſeufzend, „ich muß jetzt zur Urte."

Einen ſo ſchweren Gang hatte er noch ſein Leben lang nicht gemacht. Sein Herz war voll Grimm, und in Gedanken kamen ihm böſe Worte auf die Zunge. Und doch ſollte er bitten! Als er zum Hoftor hineinging, ſahen ihm die Leute von der Dorfſtraße verwundert nach, und er ärgerte ſich darüber. Als er an die Tür der Wohnſtube klopfte, in der er Urte am Webſtuhl arbeiten hörte, biß er die Lippe mit den Zähnen. Es mußte doch ſein.

„Urte," ſagte er finſter, nachdem er eingetreten war, „es iſt nicht zu unſerm Glück geweſen, daß du mich einmal angerufen haſt. Ich kann dir nichts Übles nachſagen, aber alt und jung paßt nicht zu einander — das hätteſt du beſſer bedenken können als ich. Nun iſt's gekommen, wie's gewöhnlich ſo

kommt, wenn etwas in der Ehe nicht richtig ist, und ich bin trotzig fortgegangen und hab' gemeint, die Dinge nach meinem Willen zwingen zu können. Es ist auch so weit alles in Ordnung, daß wir geschieden sind und ich der schuldige Teil bin, und ich begehre nichts von dem, was dir gehört. Du aber trittst mir in den Weg und willst mich unfrei machen, so lange du lebst, und mir vorenthalten, was mir gehört. Hätt' ich gewußt, daß es so kommen könnte, ich hätte wohl andere Mittel gehabt, uns zur Scheidung zu bringen, und dein Vorteil wär's nicht gewesen. Nun freilich muß ich dich bitten! Aber so schlecht, hoff' ich, wirst du nicht sein, daß du aus Rachsucht die Bitte abschlägst. Unterschreibe ein Blatt, daß ich die Ewe heiraten kann."

Die Frau hatte unbeweglich dagesessen und ihn ohne Unterbrechung aussprechen lassen. Nur das graue Auge blitzte mitunter unruhig. Nun warf sie das Webeschiffchen drei-, viermal hin und her durch den Aufzug und ließ die Kämme knarrend sich auf- und abbewegen, als wollte sie ihn einer Antwort gar nicht würdigen. Vielleicht dachte sie aber inzwischen auch nur auf eine recht schneidige, und so richtete sie nun den Kopf ins Genick und entgegnete: „Ich habe dir's vorausgesagt, Mikelis, daß du noch einmal als Bettler an meine Tür klopfen würdest. Das war nun wohl damals anders gemeint, aber

es trifft auch ſo zu und wird noch beſſer zutreffen, wenn wir länger leben. Als ein Bettler kommſt du, und ich antworte: was bin ich dir ſchuldig? Als du arm warſt, habe ich dich reich gemacht; als du ein Knecht warſt, habe ich dich zum Herrn eingeſetzt. Und wie haſt du mir vergolten? Statt mit Dank mit Undank, ſtatt mit Treue mit Untreue, ſtatt mit Lohn mit Schimpf. Und nun ſoll ich dir dazu helfen, daß alles dies ungeſchehen ſei? Was bin ich dir ſchuldig? Nicht einmal ſo viel als einem Bettler. Geh! ich habe nichts weiter mit dir zu tun."

Er trat einen Schritt vor und faßte den Ständer des Webegeſtells. „Bringe mich nicht in Verzweiflung, Urte," rief er, „es könnte dich gereuen! Ich will nicht umſonſt gebeten haben."

Sie ging ans Fenſter, um im Notfall den Knecht rufen zu können.

„Dir könnt' ich vielleicht verzeihen," antwortete ſie, „aber der Ewe nimmermehr. Will ſie aufheben, was ich fortwerfe, das kann ich nicht hindern; aber was ich dir war, das wird ſie dir nicht! Kann ich ihr's ſonſt vergelten, ſo geſchieht's gern. Und nun geh! Ich habe dir nichts mehr zu ſagen."

„Urte, gib mir den Schein!"

„Nein!"

„Ich will ihn dir abkaufen mit allem, was ich beſitze."

„Mit dem Wechsel, den die Ewe dir geschrieben hat — nicht wahr? Ha, ha, ha!"

Er erschrak. „Was weißt du von dem Wechsel?"

„Ich weiß davon."

„Urte, ich bin nicht umsonst über die Grenze geritten — ich hab' mir etwas erspart. Und wenn's nicht genug ist — der Jude braucht mich und borgt mir mehr."

„Geh! Ich mag dein Geld nicht. Zu verkaufen bin ich nicht wie du."

„So mag der Teufel dir's bezahlen!" schrie er wild und warf die Tür hinter sich zu.

7.

So war nun das Letzte vergeblich versucht. Hätte er sich nur auf Ewe fest verlassen können! Die aber schien jetzt, da sie sich in der Not beweisen sollte, ganz den Mut verloren zu haben. Er ließ sie nicht aus den Augen, und was er sah, konnte ihm nicht gefallen. Es kam zu Vorwürfen, zu harten Reden. Und dann gingen sie tagelang stumm und verschlossen neben einander her. Michel war so verbittert, daß er ihr schon das Schlimmste zutraute. „Warum weinst du?" fragte er barsch.

„Weil ich traurig bin," antwortete sie sanft.

„Und warum biſt du traurig?“

„Weil es uns ſo ſchlecht geht, Mikelis.“

„Es geht uns nicht ſchlecht. Du hörſt nur zu viel auf andere Leute.“

„Sie ſprechen ja gar nicht mit mir.“

„Was geht es dich an? Werden ſie dich brauchen, werden ſie auch wieder freundlich ſein.“

„Die Frommen nicht, Mikelis.“

„Zum Teufel mit den Frommen! Ich glaube nicht daran, daß ſie zwei von einander beten können, wenn die nur ſelbſt feſthalten. Aber ich merke wohl, dir tut's ſchon leid.“

„Mikelis —!“

„Da es zur Heirat nicht kommen kann, willſt du's ſo lange treiben, bis ich freiwillig vom Hofe gehe.“

„Es wäre vielleicht beſſer, du gingſt.“

„Und dann käme ein Anderer.“

„Ich denke an keinen Andern, Mikelis. Aber ſo kann's nicht bleiben.“

Er griff nach ſeiner Brieftaſche und legte ſie vor ſich hin. „Kann's nicht? Meinetwegen ſchon. Der Wirt auf deinem Grundſtück kann ich freilich für jetzt nicht werden. Aber . . .“ Er klopfte auf ſeine Brieftaſche.

Sie ſah ihn fragend an, indem ſie den Kopf in die Hand ſtützte. „Mikelis,“ ſagte ſie dann, „es iſt beſſer, wir trennen uns jetzt und geben den Frommen

kein Ärgernis. Sie machen uns Schande in der Kirche."

Er ſprang wild auf. „Iſt das dein ernſtlicher Wille?"

„Verſtehe mich nur recht, Mikelis. Ich bleibe dir gut, und du bleibſt mir gut, und wir laſſen nur das Unwetter vorüberziehen."

Er knirſchte mit den Zähnen. „Wegen des Wechſels, nicht wahr? Du willſt nicht geradeaus mit mir brechen — ich ſoll der Dumme ſein, der verſpielt."

Sie ſchüttelte den Kopf. „Wie ſoll mir deshalb Angſt ſein? Das Papier gilt ja doch nichts."

„So! Warum gilt es nichts?"

„Weil du mir dein Verſprechen gar nicht halten kannſt, Mikelis. Wie kann ich da ſagen: ich will nicht?"

Er ſah ſie ganz verdutzt an. „Ei, du Schlaue!" rief er. „Meinſt du mich ſo zu überliſten? Iſt's denn ſchon ſo gewiß, daß ich dir mein Verſprechen nicht halten kann? Heute nicht und morgen nicht — allerdings. Aber wenn's zehn Jahre dauert, deine Unterſchrift löſcht nicht aus. Und mir ſoll's zu lange nicht dauern — mir nicht."

Ewe wendete ſich unwillig ab. „Wenn ich dich los werden wollte, wären mir fünfhundert Taler nicht zu viel dafür." Sie fing heftig an zu ſchluchzen.

Er ärgerte sich, daß er so weit gegangen war, und reichte ihr die Hand hinüber. „Nimm's vernünftig," sagte er. „Um was zanken wir denn?"

Diesmal kam eine Versöhnung zustande; doch traute er Ewe nicht mehr recht.

Er beschloß zu bleiben, aber auch den Wechsel, seinen letzten Halt, besser zu sichern. In der Brieftasche mochte er bei Tage gut aufgehoben sein, wenn er sie bei sich trug; aber sie war ihm bei der Arbeit oft lästig. Und nachts legte er sie zwar unter sein Kopfkissen, aber wußte auch, daß er fest schlief und schwerlich geweckt wurde, wenn sie ihm eine geschickte Hand hervorzog. Daß Ewe mit dem Gedanken umgehe, ihm das Papier mit ihrer Unterschrift fortzunehmen, wurde mehr und mehr überzeugende Gewißheit. Es galt ihm jetzt nicht die fünfhundert Taler, sondern in seiner Vorstellung war es der Schein, mit dem Ewe sich ihm für ihre Person anzugehören verpflichtet hatte; und so, meinte er, sehe sie's auch selbst an, daß sie sich frei wissen wollte. Daß sie sich ein Gewissen daraus machen könnte, ihn zu überlisten, wenn es irgend in ihrer Macht stehe, vermochte er sich eigentlich gar nicht vorzustellen, so lieb er sie hatte.

Eines Tages zu ungewöhnlicher Zeit ging er in das Futtergelaß neben dem Stall, wo er sich unbeobachtet glaubte, setzte sich auf die Schwelle, zog

seine Jacke und Weste aus und schnitt mit dem Messer auf der linken Seite der Weste ins Unterfutter ein. Dann nahm er, nachdem er noch einmal in den Stall hineingespäht hatte, ob keiner ihm aufpasse, aus seiner Brieftasche den Wechsel, steckte ihn in den Schlitz und umnähte die Stelle mit ganz dichten Stichen. Nadel und Faden hatte er dazu mitgebracht. Dann zog er die Kleidungsstücke wieder an und entfernte sich. — Er hatte nur nicht bedacht, daß auf der andern Seite des Futtergelasses die Schlafkammer der Altsitzerin lag und sich in der Bretterwand Ritzen und Astlöcher befanden, durch die man sehen konnte, was in dem Mittelraum vorging.

Ewe fiel's gleich auf, daß Endrullis seine Brieftasche nicht mehr so ängstlich bewahrte, nachts nicht einmal mehr unter das Kissen steckte. Als er sie gar einmal beim Weggehen auf dem Tisch hatte liegen lassen, konnte sie sich nicht enthalten, ihm spöttisch nachzurufen: „Vergiß nicht die Brieftasche — ich hätt's sonst gar zu leicht, dir deinen Wechsel fortzunehmen. Du bist ja deshalb immer so in Sorge."

„Sieh doch nach", antwortete er, „ob du ihn da findest. Den hab' ich für alle Fälle besser bewahrt."

„Vor mir hast du dich ja auch in acht zu nehmen," bemerkte sie achselzuckend.

Nun hätte sie aber doch gern herausgebracht, wo er das Papier gelassen hatte, das ihm von so großem

Wert war. Es hatte gewiß seinen Grund, daß er mit der Weste schlief; und da zeigte sich auch eine Stelle abgenäht unter der linken Brust. Es verdroß sie, daß er vor ihr mit solchen Heimlichkeiten umging, und im Ärger sagte sie: „Du hast es gemeint recht klug zu machen, Mikelis, aber wer zu klug sein will, der wird dumm. Wenn du schläfst, kann ich dir freilich die Weste nicht ausziehen, aber was willst du tun, wenn ich dir den Zipfel mit der Schere abschneide? Sieh dich vor."

Diese Reden bestärkten ihn noch mehr in dem Glauben, daß sie ihm aufpasse und auf eine Gelegenheit lauere, den Wechsel an sich zu bringen. Nur zu leicht konnte sie ihre Drohung wahr machen.

Deshalb schlich er, als er die Gaidullene mit einer Hacke auf der Schulter fortgehen sah, wieder in das Futtergelaß, zog die Weste aus, wickelte sie zusammen und steckte sie, soweit sein ausgestreckter Arm reichte, unter das Heu links von der Stalltür. Darauf warf er einige Bund Stroh. Er hatte ganz den Kopf verloren.

Die Altsitzerin war aber leise in ihre Kammer zurückgekehrt und hatte am Astloch gelauscht. Noch denselben Abend machte sie einen Gang ins Dorf, und am andern Morgen, als die sämtlichen Bewohner des Hauses aufs Feld gegangen waren,

steckselte sie die hintere Stalltür nach dem Roßgarten auf und entfernte sich dann ebenfalls.

Am zweiten Tage darauf sagte die Altsitzerin bei einem anscheinend zufälligen Begegnen auf dem Hofe zu Ewe: „Wenn du etwas suchen solltest, mein Töchterchen — ich weiß, wo es zu finden ist."

Ewe wurde aufmerksam. „Was meinst du?"

„Ich hoffe, daß du mir das Getreide nicht wieder so schlecht messen wirst, wie letzten Herbst. Als meine Verschreibung gemacht wurde, galt hier überall der alte littauische Scheffel, und der hielt gut zwei Metzen mehr als der, den man in der Stadt braucht. Wir Littauer haben ihn stets von Weiden geflochten gehabt, und von diesen Neuerungen will ich nichts wissen."

„Wir wollen sehen, Mare. Aber wovon sprachst du vorhin?"

Die Alte hüstelte und sah nach allen Seiten um, ob sie nicht belauscht würden. „Es geht mich nichts an," sagte sie, „aber dich vielleicht — der Mikelis ist ja auch noch nicht dein Mann."

„Was sprichst du von Mikelis?"

„Nur was ich weiß, Töchterchen, nur was ich weiß. Ich wollte mir lieber die Zunge abbeißen, als etwas sagen, was ich nicht weiß. Er hat neulich seine Weste unter dem Heu in der Futterkammer versteckt — links vor der Tür im Winkel, und

Stroh darüber gelegt. Hä — hä — hä . . . um die Weſte wird er wohl nicht ſo beſorgt geweſen ſein. Aber ich ſage nur, was ich geſehen habe, und es iſt mir ganz gleich, ob du es ihm erzählſt oder nicht."

„Schweige du nur ſtill," bat Ewe, „daß es nicht ein Anderer erfährt."

Die Alte grinſte. „Lehre du mich, was ich zu tun habe." Damit kehrte ſie ihr den Rücken und ging in ihre Kammer.

Ewe wußte nun, wo die Weſte geblieben war. Bald hätte ſie's lieber nicht gewußt; denn der Gedanke ließ ihr keine Ruhe mehr, daß ſie Mikelis einen Streich ſpielen könnte. Sie wollte ihm den Wechſel nicht fortnehmen, aber ihn damit ängſtigen, daß er verſchwunden ſei. Nur eine Weile. Dann ſollte er ihn zurück haben und beſchämt bekennen, daß er ihr mit ſeiner Heimlichkeit unrecht getan. Es wäre eine Strafe für ihn, meinte ſie, und zugleich ein gutes Mittel, ſein Vertrauen wiederzugewinnen. Wer konnte aber auch wiſſen, ob die Alte reinen Mund hielt? Und wie leicht hatte es dann ein Anderer, die Weſte zu ſtehlen! Für ſie ſelbſt war es gar nicht unbedenklich, wenn das Papier mit ihrer Unterſchrift in fremde Hände kam. Schon deshalb ſchien es klug einzuſchreiten.

Nach einigen Stunden alſo, als Endrullis fortge-

gangen war, begab sie sich in den Stall und nahm einen Milcheimer mit, als ob sie die Kühe melken wollte. Auf dem Hofe arbeitete der Knecht Jons Toleikis; der sah sie hineingehen. Ewe öffnete die Tür zum Futtergelaß und trat in den halbdunkeln Raum. Sie hob ein Bund Stroh fort und griff mit der Hand unter das Heu. Nicht lange durfte sie suchen, so fühlte sie etwas Weiches, das sie nun hervorzog. Es war die Weste. Sie schien nicht einmal zusammengerollt, sondern unordentlich untergesteckt zu sein. Als sie nach der Stelle tastete, wo das Papier eingenäht sein mußte, faßte sie zu ihrer Überraschung mit der Hand durch. Hatte sie das Ärmelloch, oder die Tasche getroffen? Jede Vorsicht vergessend, ging sie rasch nach der Tür und stieß dieselbe auf, um sich im Hellen zu überzeugen, wie es damit stehe. So stand sie nun auf der Schwelle und hielt die Weste in der Hand. Ein viereckiges Stück Zeug mitsamt dem Futter war ausgeschnitten — gerade an der Stelle, wo vordem der Wechsel eingenäht gewesen war. Wer hatte das getan?

Jetzt erst bemerkte sie, daß die Magd Erdme Pleikis ihr nachgegangen war, den Eimer genommen und zu melken angefangen hatte. Die sah ihr gerade ins Gesicht und auf die Hände. Rasch wickelte Ewe die Weste zusammen und warf sie in die Futterkammer zurück. Ebenso rasch aber fiel ihr ein, daß

ſie ſich dadurch verdächtig machen könnte. Deshalb trat ſie vor und ſagte: „Haſt du geſehen, Erdme, was ich da in der Hand hielt?"

„Es war Endrullis' Weſte," beſtätigte die Magd.

„Und iſt dir etwas daran aufgefallen?"

„Ei freilich! Es war ein Stück ausgeſchnitten wie mit der Schere."

„Ganz richtig. So habe ich ſie dort in der Kammer gefunden. Wer kann das Stück ausgeſchnitten haben?"

Erdme gab darauf keine Antwort. Als aber Ewe fortgegangen war, rief ſie ſogleich den Jons Toleikis vom Hofe herein und ſagte: „Überzeuge dich, daß da in der Kammer die Weſte des Endrullis liegt, von der ein Stück ausgeſchnitten iſt. Du weißt doch, daß ich nach der Wirtin in den Stall gegangen bin? Es iſt gut, daß man ſich's merkt. Ich will mich nicht hinterher ohne Grund beſchuldigen laſſen."

„Die Herrin ging vor dir hinein," beſtätigte Jons.

„War's lange vorher?"

„Ich denke, keine Viertelſtunde."

„Das iſt lange genug," meinte die Magd. Sie ließ ſich nicht weiter darüber aus, wozu die Zeit lang genug geweſen ſei, und Toleikis fragte auch nicht danach.

Während ſie noch an der Stalltür zuſammenſtanden, kam die Gaidullene aus ihrer Kammer.

„Haſt du gehört," erkundigte ſich Erdme, „daß Jemand im Futtergelaß geweſen iſt?"

„Ich hörte das Stroh raſcheln," antwortete die Alte, „und hinterher die Ewe ſprechen. Sprach ſie mit dir?"

„Ja, als ſie aus der Futterkammer herauskam."

„Was geht es mich an?" ſagte die Gaidullene und ſchlug mit der Hand in die Luft. Sie entfernte ſich vom Hofe.

„Ich werde mich aber auf dich beziehen," rief Erdme ihr nach, „wenn es nötig ſein ſollte."

Bald darauf kam Endrullis vom Felde zurück und brachte ſeinen Fuchs in den Stall. Ehe er noch Gelegenheit gehabt hatte, mit Ewe zu ſprechen, trat Jons Toleikis an ihn heran und ſagte: „Daß du es nur weißt — auf dem Heu liegt deine Weſte, und es iſt ein Stück ausgeſchnitten. Die Erdme meint, das könne nur mit der Schere geſchehen ſein."

Er wurde bleich und im nächſten Moment wieder feuerrot. „Wer hat mir das getan?" lallte er mit ſchwerer Zunge. Er riß die Türe der Futterkammer auf und ſtürzte hinein. Gleich darauf kam er zurück, die Weſte in der Hand. „Wer hat mir das getan?" wiederholte er, aber jetzt ſchreiend. Die Adern auf ſeiner Stirn zuckten. „Ich bin beſtohlen! Der Wechſel iſt ausgeſchnitten! Das iſt eine Spitzbüberei. Ich bin

beſtohlen!" Er taumelte gegen den Ständer und ſtützte den Kopf an denſelben; ſo hatte es ihn erſchreckt.

Nun begann ein ſtrenges Verhör. Bald wußte er, was die Dienſtleute und die Altſitzerin mitzuteilen hatten. Schäumend vor Wut eilte er ins Haus, faßte Ewe bei den Schultern, rüttelte ſie derb und ſchrie: „Gib mir meinen Wechſel heraus, wenn dir das Leben lieb iſt. Du haſt ihn aus der Weſte herausgeſchnitten."

Sie ſuchte ſich loszumachen. „Du biſt toll," rief ſie. „Was willſt du von mir? Ich habe deinen Wechſel nicht."

„Lügnerin, ſchändliche Lügnerin!" herrſchte er ſie von neuem an und legte die Hand um ihren Hals. „Willſt du's beſtreiten, daß du in der Futterkammer geweſen biſt, daß du die Weſte unter dem Heu vorgezogen haſt? Es iſt noch an der Stelle zerwühlt."

„Laß mich los, Unſinniger," befahl ſie ſtreng, „oder ich wehre mich mit den Nägeln. Ich habe die Weſte gefunden, aber das Stück Zeug war ſchon ausgeſchnitten."

Er lachte wild auf. „Es war ſchon ausgeſchnitten? Wer anders hat es ausgeſchnitten als du? Wer anders als du konnte vermuten, was in der Weſte eingenäht war? Und haſt du mir nicht gedroht? Du leugneſt wohl auch das! Ich weiß alles. Du biſt

mir nachgeschlichen, hast gesehen, wo ich die Weste versteckte —"

„Nein," unterbrach sie, immer bemüht, ihn abzuschütteln. „Nein, das ist nicht wahr."

„Und wie erfuhrst du —?"

„Durch die Gaidullene. Frage sie, wie sie dahinter gekommen ist."

„Ich brauche sie nicht zu fragen. Es ist auch gleichgiltig. Aber du hast doch die Weste unter dem Heu vorgezogen — du? Weshalb, du Arglistige? Antworte doch darauf —! weshalb?"

Ewe setzte trotzig den Mund auf und sagte: „Denke davon, was du willst. Ich habe deinen Wechsel nicht genommen und weiß nicht, wer ihn genommen hat. Ich fand die Weste so."

Er drang, die Faust ballend, wieder auf sie ein. Sie stieß ihn aber zurück und rief: „Besinne dich! Wenn ich vor Gott und den Menschen versichere: es ist nicht wahr —"

„So ist es doch wahr! Du hast mich betrogen," schrie er ganz außer sich.

Ewe stand eine Weile wie unschlüssig, was sie tun sollte. Ihre Lippe zuckte, die Augen waren auf den Boden geheftet und blitzten nur manchmal auf, die Arme mit den geschlossenen Händen drückte sie straff an den Leib. „Gut denn —" sagte sie nach einer Weile dumpf, „so mag es wahr sein. Wenn ich

aber ſo ſchlecht bin als du meinſt — was willſt du länger hier? Mit einer Lügnerin und Diebin wirſt du nichts gemein haben wollen. Geh, wir ſind geſchieden. Es iſt aus zwiſchen uns. Geh!"

„Ihr hört's!" rief Endrullis den Dienſtleuten zu. „Sie macht ein Ende — ſie treibt mich fort. Deshalb iſt's ja geſchehen, daß ſie ſagen kann: geh! Ja, ich werde gehen. Aber aus iſt's zwiſchen uns nicht! Erwarte von mir nichts Gutes. Ich will mein Recht haben! Und ich weiß noch Mittel, dich zum Geſtändnis zu bringen."

Damit ſtürmte er fort. Und wieder zog er ſeinen Fuchs aus dem Stall, warf die zerſchnittene Weſte über den Sattel, ſchwang ſich auf und jagte fort.

8.

Da war nun der Urte Drohung wahr geworden; es fehlte nicht mehr viel zu einem Bettler auf der Landſtraße. Sein Herz war voll Bitterkeit. Hatte er Ewe geliebt, ſo meinte er, ſie jetzt um ſo tiefer haſſen zu müſſen. Wollte ſie ihn verderben, warum ſollte er ſie ſchonen? Den Wechſel mußte er zurück haben, auf welche Weiſe immer. Ohne ſich Zeit zur Überlegung zu gönnen, ritt er nach der Stadt und ſtieg bei einem Winkelſchreiber ab, der von Geburt

ein Littauer war und einige Jahre bei einem Anwalt gearbeitet hatte, dann aber fortgejagt war und jetzt auf eigene Hand praktizierte. An ihn pflegten sich alle seine Landsleute zu wenden, wenn sie etwas betreiben wollten, wozu sich ein Anwalt nicht hergab. Dem trug er seinen Fall vor und forderte guten Rat. „Ich will dir eine Eingabe machen," sagte der verschlagene Mann, „damit die Sache untersucht wird. Aber hüte dich, jemand zu beschuldigen. Damit muß man sehr vorsichtig sein. Sprich überhaupt zu andern gar nicht davon. Mögen die Herren den Fall untersuchen; es ist genug, wenn wir schreiben, was geschehen ist, und die Zeugen benennen. Kommt wider Erwarten nichts heraus, so können sie dir doch nichts anhaben."

Michel war mit allem einverstanden. „Das Übrige ist mir ganz gleich," meinte er, „wenn ich nur meinen Wechsel zurückbekomme. Hilft er mir nichts gegen die Ewe, so soll mich doch die Urte nicht auslachen."

Im Dorfe logierte er sich wieder bei seinem Schwager ein und ritt mit Waren über die Grenze, sich einen Verdienst zu machen.

Einige Wochen vergingen, ohne daß sich von der Tätigkeit des Schreibers eine Wirkung zeigte. Schon wurde er ungeduldig, als er erfuhr, daß Ewe, die Altsitzerin, Jons Toleikis und die Magd Erdme aufs Amt geladen seien. Wieder einige Wochen später

erhielten dieſelben Perſonen Vorladung aufs Gericht in der Stadt, und auch ihm wurde eine ſolche Schrift behändigt. Er wurde nicht recht klug daraus, um was es ſich handelte. Als er am Termintage in den Gerichtsſaal gerufen wurde, ſah er links vom Richtertiſche die Ewe in einem abgegrenzten Raume ſtehen. Gegenüber hatte der Staatsanwalt ſeinen Platz. Nun ging ihm ein Licht auf. „Das hab' ich nicht gewollt!" rief er laut.

„Was haſt du nicht gewollt?" fragte der Vorſitzende.

„Daß die Ewe deshalb als eine Diebin beſtraft werden ſoll."

„Aber du haſt doch dieſe Eingabe für dich ſchreiben laſſen?"

„Ja — weil ich meinen Wechſel zurück haben wollte."

„Den Wechſel, den die Ewe Purwins dir weggenommen hat."

Endrullis zögerte mit der Antwort. Er warf einen Blick ſeitwärts auf das Mädchen, das die Augen feſt auf ihn heftete. „Ich weiß nicht, wer mir den Wechſel weggenommen hat," ſagte er dann.

„Es wird ſich ja finden," miſchte ſich der Staatsanwalt ein. „Ich bitte, weiter in der Sache zu verhandeln."

Ewe beſtritt die Anklage; aber ſie mußte zugeben,

nach dem Wechsel gesucht und die Weste in der Hand gehabt zu haben, ohne genügend erklären zu können, was sie dazu veranlaßte. Die Gaidullene bezeugte, wie sie durch das Astloch in der Wand gesehen, daß Endrullis ein Papier in die Weste einnähte und sie dann unter das Heu schob, daß sie der Ewe Purwins davon Mitteilung gemacht und daß diese darauf in die Futterkammer getreten sei und an der bezeichneten Stelle gebückt gestanden und im Heu gewühlt habe. Weil sie aber die Tür hinter sich zugezogen, sei in der Kammer nur ein schwaches Dämmerlicht gewesen, sodaß sie nicht genau hätte sehen können, was sie dort tat. Als dann aber Ewe die Tür aufgestoßen, hätte sie in ihrer Hand die Weste bemerkt; gleich darauf sei auch die Magd Erdme vom Stall her hinzugetreten. Sie hatte ihre Aussage so eingerichtet, daß sie mit aller Sicherheit den Eid leisten konnte. Was sie nicht gefragt wurde, das hatte sie ja nicht nötig zu sagen. Die Aussagen der Dienstleute schlossen sich an. „Hat die Angeklagte gegen diese Zeugnisse etwas einzuwenden?" fragte der Vorsitzende.

„Nein," antwortete Ewe fest, „es ist alles so richtig. Aber die Weste hat mehrere Tage da unter dem Heu gelegen — es kann auch ein Anderer den Wechsel ausgeschnitten haben."

„Kann — kann! Hast du gegen irgendjemand gegründeten Verdacht?"

Ewe ſenkte finſter die Augen und ſchwieg.

„Haſt du noch einen Andern in der Futterkammer geſehen?“ wandte der Richter ſich an die Gaidullene.

„Nein,“ beſtätigte dieſelbe, „ich habe keinen Andern geſehen. Gott ſoll mich ſtrafen, wenn ich die Unwahrheit ſage.“ Es war ſicher ſo: ſie hatte keinen Andern geſehen; ſie antwortete, wie ſie gefragt wurde.

Ewe wiſchte raſch mit der Hand eine Träne von der Backe fort.

„Aber warum ſollte ich den Wechſel nehmen?“ rief ſie, von Angſt getrieben. „Ich habe mich ja niemals geweigert, den Endrullis zu heiraten. Mag er's ſelbſt ſagen.“

„Und würdeſt du ihn auch jetzt noch heiraten?“ fragte der Richter.

Sie warf trotzig den Kopf zurück. „Jetzt —! Wenn ich ſeinetwegen beſtraft werde . . .! Er wird mich dann nicht mehr fragen, ob ich will. Ich bin ihm zu ſchlecht . . .“ Sie ſetzte ſich auf die Bank nieder, bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, ſtützte den Kopf auf die Barriere und ſchluchzte laut.

Die Richter berieten nur kurze Zeit. Dann verkündete der Vorſitzende den Spruch, der Ewe Purwins zu drei Wochen Gefängnis verurteilte. „Ich bin unſchuldig,“ ſagte ſie, „aber ich ſehe wohl ein, daß ich dies leiden muß.“

Sie bat, gleich ins Gefängnis gehen zu dürfen,

damit man ſie nicht von ihrem Hofe abhole, was ihr eine Schande wäre.

Als ſie abgeführt wurde, drängte Endrullis an ſie heran. „Geh nicht ins Gefängnis, Ewe," bat er dringend. „Ich ſelbſt werde den König bitten, daß er dich begnadigt — noch heute ſchreibe ich."

Sie wendete das Geſicht ab. „Ich will nicht begnadigt ſein," ſagte ſie, „du glaubſt ja doch nicht, daß ich unſchuldig bin."

„Ewe — wie kann ich . . .?"

Sie zuckte die Achſeln. „Wie kannſt du —?! — Gut — geh nur. Du haſt ja nun deinen Wechſel."

Er griff nach ihrer Hand, aber ſie wich ihm aus. „Geh nur!" Sie winkte Jons Toleikis heran und gab ihm Anweiſung wegen der Wirtſchaft. Dann folgte ſie dem Gerichtsboten.

Die drei Wochen waren bis auf einen Tag vergangen. Michel Endrullis hatte in der ganzen Zeit keine rechte Ruhe gehabt. Meiſt ritt er in der Nacht jenſeits der Grenze und ſchlief bei Tage. Es war ihm, als ob etwas ſein Gewiſſen ſchwer belaſtete und ihm alle Freude am Leben verderbe. Der Wechſel war ihm ganz gleichgültig; er verwunderte ſich nur darüber, daß er ſich deshalb mit der Ewe hatte erzürnen können. Und wenn ſie ihn genommen und vernichtet hatte — war ſie nicht ſo gut wie ſein Weib geweſen? Nun ſie ihm verloren war, meinte

er, ſie gar nicht miſſen zu können. Und ſie war ihm verloren ... nie konnte ſie ihm verzeihen.

Am ſpäten Abend, als er an ſeinem frühern Hofe vorbeiritt, ſtand die Urte am Heck und winkte ihn heran. „Was willſt du?“ fragte er, den Zügel anziehend.

„Komm auf dem Feldwege hinter das Haus, wo uns niemand ſieht,“ antwortete ſie. „Ich will dir unter vier Augen ſagen, wo dein Wechſel geblieben iſt.“

„Du —?“

„Ich. Die drei Wochen ſind ja wohl morgen herum? Da braucht's für dich kein Geheimnis mehr zu ſein.“

Die Worte klangen ihm ſo feindlich, daß es ihn durchſchauerte. „Was weißt du von dem Wechſel?“ fragte er zitternd.

„Das ſollſt du dort erfahren. Man kann nicht wiſſen, was man hier auf der Landſtraße für Zeugen hat.“ Sie zeigte mit der Hand über das Haus hinweg und entfernte ſich.

Er überlegte, ob er ihr folgen ſollte. Einen Augenblick dachte er an die Möglichkeit, daß ſie ihm einen Hinterhalt geſtellt haben könnte. Mit ein paar Knechten aber meinte er's aufnehmen zu können. Er öffnete alſo nur ſein Meſſer in der Taſche, ſprang am Gartenzaun ab, band das Pferd an eine Latte und ging

um das Gehöft herum. Dort ſtand ſchon die Urte vor der hintern Haustür. „Was haſt du mir nun zu ſagen?“ ſprach er ſie an.

„Daß ich meine Rache habe,“ antwortete ſie. „Die Ewe hat im Gefängnis geſeſſen, und einer von des Königs Gardiſten heiratet keine Frau, die im Gefängnis geſeſſen und ihren ehrlichen Namen verloren hat.“

„Und das nennſt du deine Rache?“

„Mit Fug und Recht; denn du mußt wiſſen, daß die Ewe unſchuldig iſt.“

„Unſchuldig! Und wer . . .?“

Die Augen der Frau blitzten, wie die einer Katze, die auf die Maus lauert. „Ich habe den Wechſel aus deiner Weſte geſchnitten.“

Endrullis prallte zurück. „Du —?! Das iſt nicht wahr. Wie konnteſt du wiſſen —?“

„Das iſt gleichgültig, wie ich's erfuhr. Genug, ich hab's getan, als ihr ſämtlich drüben auf der Sandſcholle bei den Kartoffeln waret. Die hintere Stalltür fand ich offen. Ihr beide ſeid beſtraft. Der Wechſel iſt verbrannt. Aber damit du mir glaubſt . . . hier iſt das ausgeſchnittene Stück Zeug. Paſſe es nur in das Loch ein, es wird kein Fädchen fehlen.“ Sie warf ihm den Lappen zu.

„Hexe, verfluchte Hexe,“ ſchrie er auf und ſtürzte ſich mit dem Meſſer gegen ſie, „nimm deinen Lohn!“

Sie mochte ſich auf einen ſolchen Angriff gefaßt gemacht haben, ſprang zurück, riß die Tür auf und flüchtete hinter dieſelbe. Das Meſſer fuhr ins Holz. Er hörte nur noch ihr heiſeres Lachen.

Da ſtand er nun und ſtarrte die Wand an. In ſeinem Kopf wirbelte es, als ob da alle Trommeln ſeines Regiments gerührt würden. Ewe unſchuldig — doch unſchuldig! Und Urte war die Diebin geweſen. Gerächt hatte ſie ſich an ihm und ihr. Es war nichts wieder gut zu machen. Ewe hatte ihre Strafe verbüßt. Und hatte er jetzt Zeugen gegen das boshafte Weib? Wer würde ihm glauben?

Er ſteckte das Stück Zeug in ſeine Brieftaſche und führte den Fuchs an der Hand durch das Dorf zurück in ſeines Schwagers Stall. Seine Schweſter fragte, was ihm geſchehen ſei; er ſähe ſo verſtört aus. Ob er denn dieſe Nacht nicht reite? „Nein," ſagte er, „aber morgen früh. Ich will die Ewe aus der Stadt abholen."

„Gib dich mit der ſchlechten Perſon nicht weiter ab," meinte ſein Schwager Grillus. Er aber faßte ihn dafür bei der Bruſt und ſchüttelte ihn. „Wer ſie eine ſchlechte Perſon nennt," ſchrie er, „der mag ſich vor mir in Acht nehmen. Ich ſchone Schweſter und Bruder nicht!"

Er brachte eine ſchlafloſe Nacht zu. In der Frühe ritt er fort in der Richtung nach der Stadt. „Sie wird mir glauben," tröſtete er ſich.

Nicht weit von den letzten Häusern der Vorstadt sprang er ab, legte sich in den Chausseegraben und ließ seinen Gaul neben sich grasen. Ewe mußte hier vorüberkommen. Und es dauerte keine Stunde, da kam sie wirklich. Sie hatte die Schuhe und Strümpfe ausgezogen und in ein Tuch geknüpft, das sie in der Hand hielt. Sie sang leise vor sich hin ein littauisches Wiegenlied, das recht schwermütig klang, und hatte die Augen auf den Boden gerichtet. „Ewe!" rief er sie an.

Sie schrak zusammen. „Mikelis —! Was willst du hier?"

Er stand auf und trat an sie heran, das Pferd nach sich ziehend.

„Steige du auf," sagte er, „der Weg bis zum Dorf ist weit."

„Ich bin nicht müde," entgegnete sie, „habe drei Wochen lang Zeit gehabt, auszuruhen."

Das fühlte er wie einen Stich ins Herz. „Ewe," sagte er, „Gott weiß, daß ich dir nicht habe Unrecht tun wollen." Er ging neben ihr hin und zog das Pferd am Zügel nach sich.

„Das mag sein," antwortete sie, „aber es nützt mir nichts: ich habe doch einmal im Gefängnis gesessen. Und dir hilft's nicht über die Schande weg, mich da hineingebracht zu haben."

„Ewe, wenn ich dir sage —"

„Du meinſt's ja auch nicht, wie ich's meine. Und wenn du mir nicht glaubſt, iſt mir das andere gleichgültig."

Er legte die Hand auf ihre Hand, die das Bündel trug. „Ewe — wenn ich jetzt noch ſagen könnte: ich glaube dir! Aber ich weiß nun, daß du unſchuldig biſt, und ich weiß auch, wer ſchuldig iſt . . ."

Sie trat einen Schritt zur Seite und blieb ſtehen. „Du weißt es . . . ?"

„Die Urte hat den Wechſel ausgeſchnitten — ſie hat ihre Rache haben wollen." Er erzählte mit haſtigen Worten, wie er dahintergekommen.

Ewes eben noch bleiches Geſicht überzog ſich mit flammender Röte; die weißen Zähne waren feſt verbiſſen und die Lippen ein wenig geöffnet; die Bruſt hob und ſenkte ſich raſch. Das Bündel hatte ſie mit beiden Händen gefaßt, und die Finger knüpften an dem Tuche. Sie ſprach kein Wort, und Endrullis ließ ihr eine Weile Zeit, mit ihren Gedanken fertig zu werden. Erſt nachdem ſie eine Strecke vorwärts gegangen waren, fragte er: „Kannſt du mir verzeihen, Ewe?"

„Verzeihen!" rief ſie; „das paßt nicht mehr zu uns beiden. Früher wär's vielleicht gut genug geweſen, aber jetzt . . ." Sie brach in ein heftiges Weinen aus.

Er legte den Arm um ihre Schulter. „Was haſt Du, Ewe?" fragte er bekümmert.

„Gott hat es so gefügt," schluchzte sie, „daß wir nicht mehr von einander können mit leichten Worten. Ich habe dich einmal zu lieb gehabt, und das wird bald offenkundig werden vor aller Welt. Da ist's mit dem Verzeihen nichts. Kann's nicht sein, wie es gewesen ist, so kann's doch auch nicht bleiben, wie es ist. Im Gefängnis, Mikelis, als ich ganz mit mir allein war — da ist mir's zur Gewißheit geworden . . . Ach Gott, ach Gott! Warum hat das jetzt geschehen müssen?"

Er horchte auf und glaubte zu verstehen. „Ewe," rief er, „ist's möglich —? Eine solche Hoffnung . . .! Ja, dann können wir nicht mehr von einander; dann ist's nicht mehr genug, daß du mir verzeihst — dann mußt du mich wieder lieben, wie vordem . . . o, mehr noch, viel mehr!" Er zog sie an sich und küßte ihr die Tränen von den Augen und Wangen.

Sie ließ es eine kurze Weile geschehen. Dann aber schob sie ihn mit Heftigkeit von sich ab und sagte: „Von einander können wir nicht — und zusammen auch nicht. Das rachsüchtige Weib, die Urte, steht zwischen uns. Es ist nur auf eine Weise gut zu machen — nur auf eine Weise. Ja, ja . . . nur auf eine Weise. Wenn du ein Mann bist —!"

Sie brach ab und sah ihn mit einem herausfordernden Blick an, der ihn im Tiefsten erbeben machte. „Woran denkst du?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Wenn du ein Mann biſt —" wiederholte ſie und ließ ihn wieder den Schluß erraten. Die Lippen zuckten höhniſch. „Wie bleich du geworden biſt! Du biſt Soldat geweſen und haſt doch keinen Mut."

„Ich habe Mut, Ewe . . ."

„Aber? Siehſt du! Du haſt den Mut, dich und mich verächtlich zu machen. Aber den Mut, die Schande von uns abzuwenden und zu beweiſen, daß du mich liebſt und mir ehrlich Wort halten willſt, den haſt du nicht. Auch jetzt nicht — nach dem, was die Urte dir geſagt hat und was ich dir geſagt habe. Geh! Du biſt kein Mann!"

„Ewe — was ſoll geſchehen . . .?"

Sie lachte auf. „Ich weiß es nicht. Weißt du's nicht, ſo kannſt du's von mir nicht erfahren. Aber laß mich allein! Ich verzeihe dir, weil ich dich verachte."

Endrullis riß die Jacke auf und griff in ſein rotbuntes Halstuch, das ihn zu würgen ſchien. „Du ſollſt mich nicht verachten," ſagte er, die Worte aus der Kehle zwingend. „Du haſt ganz Recht, Ewe — ich wäre kein Mann, wenn das . . . Nur Geduld! man muß es klug anfangen. Es kann ja nicht anders ſein — und die Hexe verdient's. Nur Geduld! Der Wechſel ſoll eingelöſt werden."

Er reichte ihr die Hand hin und ſchüttelte die ihrige wie zur Bekräftigung ſeiner Worte. „Wir

gehören zu einander," rief er, „und wenn Gott uns nicht zusammenbringt, soll's der Teufel tun. Ich fürchte mich nicht vor ihm. Nur Geduld!"

Auf der Chaussee näherten sich Fuhrwerke. „Es ist besser," fuhr er fort, „man sieht uns die nächste Zeit nicht beisammen. Ich habe oben an der Grenze zu tun. Die Juden wollen einmal ihr Glück an einer andern Stelle versuchen, man paßt ihnen hier schon zu sehr auf. Wenn sich etwas ereignen sollte — ich bin weit weg. Lebe wohl! Wenn wir uns wiedersehen, kannst du die Hochzeit bestellen."

Er schwang sich auf den Fuchs nnd jagte wie toll davon.

9.

Acht Tage darauf fand man die Wirtsfrau Urte Endrullene des Morgens tot in ihrem Bette. Der Schädel war ihr gespalten; augenscheinlich war sie im Schlaf getroffen, und ein einziger Hieb hatte hingereicht, sie für ewig stumm zu machen.

Das Gericht wurde herausbeordert. Die Ärzte stellten fest, daß der Schlag von hinten her mit einem scharfen und wuchtigen Instrumente geführt sein mußte, einer Axt oder einem Beil. Das Handbeil, das stets auf dem Herd lag, war vermißt

worden und trotz allen Suchens nicht aufgefunden. Der Knecht ſchlief im Stall bei den Pferden, die Magd in einer entlegenen Kammer; ſie hatten in jener Nacht nichts Verdächtiges wahrgenommen, nicht einmal die Hunde bellen gehört. An dem hintern Giebel des Hauſes war eine Leiter angelehnt; die Luke nach dem Heuboden ſtand offen, der hölzerne Riegel, welcher ſonſt die Lade von innen ſchloß, zeigte ſich abgebrochen. Der Knecht meinte, es hätte keines großen Aufwandes von Kraft dazu bedurft, da das Holz morſch geweſen. Schon bei der letzten Heuernte wäre davon geſprochen worden, daß nächſtens ein neuer Riegel eingezogen werden müſſe. Der Heuboden war von dem übrigen Bodenraum nur durch eine leichte Holzwand getrennt; hier war am Schornſtein, wo ſie ohnedies nicht genau anſchloß, ein Brett vom untern Nagel gelöſt und zur Seite geſchoben; durch die Öffnung konnte ſich ein Menſch zwängen. Nun war leicht die Treppe zu erreichen geweſen, die in den Herdflur hinabführte, von dort die Schlafſtube. Zurück hatte der Eindringling nicht denſelben Weg genommen, ſondern ein Fenſter in der anſtoßenden Kammer geöffnet und durch dasſelbe einen Sprung ins Freie getan. Auf den Dielen waren Blutstropfen bemerkbar, die wahrſcheinlich von dem Beil, das er in der Hand gehalten haben mußte, abgefallen waren. Unter dem

Fenſter befand ſich ein Steinpflaſter, das keine Fußſpur feſthalten konnte. Käſten und Schränke waren unverſehrt bis auf eine Schieblade unten in dem großen eichenen Kleiderſpind, in der die Wirtsfrau ihre Papiere aufbewahrte. Sie war mit dem richtigen Schlüſſel geöffnet und offenbar durchſucht, da die Dokumente und Briefſchaften teilweiſe auf dem Fußboden lagen. Ob irgendetwas von dem früheren Inhalte fehlte, ließ ſich nicht ermitteln.

Die Unterſuchung wurde mit aller Peinlichkeit geführt, ergab aber nicht das geringſte Reſultat. Unzweifelhaft war die Frau ermordet; ſehr wahrſcheinlich handelte es ſich um einen Akt der Rache, aber auf den Täter führte keine ſichere Spur.

Auch gegen Mikelis Endrullis lenkte ſich natürlich der Verdacht, aus gewichtigen Gründen gegen ihn zunächſt. Aber man wußte ja nichts davon, daß Urte ihm den Wechſel entwendet hatte, und ſelbſt die Vermutung, daß er ſich ihrer habe entledigen wollen, um Ewe Purwins heiraten zu können, wurde dadurch ſehr geſchwächt, daß die Nachbarn bezeugen mußten, die beiden wären im Streit geſchieden. Hatte er ſich dann doch auch nicht geſcheut, ſie auf die Anklagebank zu bringen! Dazu kam, daß er ſeit jenem Gerichtstage nicht mehr im Dorfe geſehen war und nachweiſen konnte, ſich mehrere Meilen davon diesſeit und jenſeit der Grenze aufgehalten

zu haben. In jener Nacht war er mit zwei Fäßchen voll Schnittwaren hinübergeritten und hatte am Morgen ein Rencontre mit russischen Soldaten gehabt. Sie hatten ihn verfolgt, und sein Pferd war gestürzt; die kannten den Fuchs genau und wußten, welcher Reiter dazu gehörte, auch wenn derselbe ihnen zu Fuß im Heidegestrüpp entkommen war. Die Zeitangaben der Zeugen konnten freilich nicht für ganz zuverlässig gelten, zumal sie unter sich selbst erheblich abwichen; aber die Nacht stand fest, und es blieb höchst unwahrscheinlich, daß jemand, der abends spät und morgens früh dort gesehen war, in den wenigen Stunden, über die er sich nicht bestimmt ausweisen konnte, in dem meilenweit entfernten Dorfe tätig gewesen war. So ergab sich nicht einmal genügender Grund zu seiner Verhaftung. Nachdem viel Tinte verschrieben war, mußte doch der Staatsanwalt die Akten zurücklegen, da auf die dunkle Tat kein Licht fallen wollte.

Nun hielt Endrullis es nicht mehr für gewagt, sich wieder im Dorf blicken zu lassen. Er kehrte bei seinem Schwager Grillus ein und arbeitete für ihn. Es hieß, er habe in Rußland sein Pferd verloren und könne deshalb nicht mehr über die Grenze reiten. Die Nachbarn selbst meinten, er täte am besten, sich mit Ewe wieder auszusöhnen, da ihrer Verbindung ja jetzt kein Hindernis mehr entgegenstehe.

Die Frauen übernahmen die Vermittelung und fanden Ewe nicht abgeneigt. Sie hatte ja auch in ihren Augen den beſten Grund, ſich dem Ausgleich nicht zu widerſetzen. So kam's, daß Endrullis nach einigen Wochen wieder zu ihr zog und das Aufgebot beſtellt wurde.

An dem Tage, als der Pfarrer ihre Namen von der Kanzel verkündete, waren ſie in der Kirche. Endrullis kniete während des ganzen Gottesdienſtes und hatte meiſt den Kopf auf die Arme geſtützt oder die Augen feſt auf das Geſangbuch geheftet. Er verſuchte auch mitzuſingen, aber es war, als ob der Ton nicht aus der Kehle wollte. Als ſein Blick einmal auf den gekreuzigten Chriſtus über dem Altar fiel, dem die großen Blutstropfen unter der Dornenkrone über die Stirn perlten, ſchauerte er ſichtlich zuſammen und ſtützte die Schulter gegen den Holzpfeiler. Noch ehe der letzte Vers geſungen war, verließ er die Kirche. Er mußte an der Bank vorüber, auf der die Gaidullene ſaß; ſie nickte ihm grüßend zu.

Er fuhr mit Ewe nach Hauſe. Die Altſitzerin konnte zu Fuß gehen, da in ihrer Verſchreibung Kirchenfuhren nicht vorgeſehen waren. Als er die Pferde abgeſchirrt und gefüttert hatte, kam ſie an der Stalltür vorbei und ſagte: „Es hätte deine Braunen wenig beſchwert, wenn die alte Frau auf den Wagen genommen wäre."

„Mach's ein andermal mit der Ewe aus," antwortete er, „ſie iſt die Wirtin."

„Und du willſt der Wirt werden, darum halte ich mich an dich. Mit der Ewe ſpreche ich nur, wenn ich muß, aber dir rate ich, keinen Platz frei zu laſſen, wenn du am Kirchhof vorüberfährſt. Es könnte da leicht jemand aufſitzen, der den Pferden zu ſchwer iſt."

„Was willſt du damit ſagen?" fuhr er ſie an. Es war zu merken, wie er erſchrak und im Geſicht bleich wurde.

„Nichts, mein Söhnchen, nichts," ziſchelte ſie, „es iſt nur ein Aberglaube — der Herr Pfarrer hält nichts davon. Die Toten ſind tot und begraben. Aber ich hätte letzte Nacht ſchwören mögen, daß die Urte unter den Erlen am Bach heranſchlich und durch die Hintertür in den Stall eintrat — in dieſen Stall. Sie hatte ein weißes Tuch um den Kopf gebunden, damit der Schädel beſſer zuſammenhielt."

„Was geht mich die Urte an?" rief er mit gepreßter Stimme, ſcheu in die Ecke des Stalles blickend.

Die Alte trat auf die Schwelle. „Sie iſt doch deine Frau geweſen, Mikelis, und jetzt ſoll die Ewe deine Frau werden, und heut war das erſte Aufgebot. Da iſt's doch kein Wunder, daß ſie ſich meldet. Die Herren haben geſagt, daß ſie mit einem Beil erſchlagen worden ſei. Du weißt doch, wo ſie

ihr Beil neben dem Herd zu verwahren pflegte? Biſt ja lange genug in ihrem Hauſe der Wirt geweſen. Kein anderer weiß das ſo gut."

Er hob die Pferdeleine vom Pflock und ſchüttelte ſie in der aufgehobenen Hand. „Fort da, du Hexe!" ſchrie er, ganz blau im Geſicht. „Fort da, oder . . ."

Sie ſtand ganz ruhig. „Schlage mich nicht, Mikelis, es könnte dich gereuen," ſagte ſie. „Alte Leute haben keinen feſten Schlaf, und nicht immer wird man ihnen auf den Kopf ſagen können, daß ſie geträumt haben. Ich kann meine Zunge hüten, und wenn wir gute Freunde ſind, Mikelis, nehme ich in's Grab mit, was ich weiß."

Er ließ den Arm ſinken und mühte ſich zu lachen. „Was weißt du denn, was —?" fragte er ſpöttiſch. „Haſt du belauſcht, was die Elſtern auf dem Dach zuſammen plappern, oder hat dir die ſchwarze Katze mit den grünen Augen etwas erzählt? Die Erdme will behaupten, daß du ſie ſtets zu dir in's Bett nimmſt."

„Sie kommt gern zu mir — hi, hi, hi! denn ich tu' ihr Gutes. In jener Nacht aber ſprang ſie von meinem Bett und ſchlüpfte durch das Loch unter der Tür. Es iſt möglich, daß ſie etwas geſehen hat mit ihren grünen Augen. Die Katzen ſehen auch im Dunkeln."

„Und ein altes Weib, das mit einer ſchwarzen Katze verkehrt, ſollte man als Hexe verbrennen — hi, hi, hi!"

„Lache nur, mein Söhnchen, lache nur — du kannſt lachen. Die Urte iſt tot, und du wirſt die Ewe heiraten und wirſt hier der Wirt werden. Du kannſt lachen. Aber ſicher iſt ſicher. Warum willſt du dich nicht mit mir gut ſtellen? Wenn ich Frieden habe, iſt alles gut. Die Ewe gibt mir unreines Getreide und ſchlecht geſchwungenen Flachs und ſandiges Kartoffelland; ſie ſtreitet mir die Eier ab, die meine Hühner legen, und ſchlägt die Äpfel von meinem Baum, ehe ſie reif ſind. Und jetzt, nachdem ich gegen ſie hab' zeugen müſſen, treibt ſie's gar arg und möcht' mich am liebſten vom Hofe jagen. Nicht die Stelle auf dem Feuerherd gönnt ſie mir, worauf ich meinen Kochtopf ſtelle. Sieh' zu, daß das anders wird, wenn du Wirt biſt. Ich kann ſchweigen, aber ich kann auch ſprechen."

„Die Ewe behandelt dich, wie du's für deine Läſterzunge verdienſt. Was kannſt du ſprechen? Sag's in Teufels Namen."

„Du biſt klug, Mikelis, aber ſo dumm, wie du denkſt, bin ich auch nicht. Du ſollſt mir noch hundert Taler zahlen, damit ich nur ſtill bin. Ich will dich etwas fragen, mein Söhnchen. Wo iſt denn dein Fuchs geblieben?"

Er lachte. „Das iſt kein Geheimniß. Er iſt drüben gefallen, als die Grenzreiter mich verfolgten."

„Und weshalb iſt er gefallen? Er war ein kräftiges, ſchnelles Tier und hat dich ſchon manchmal gut durchgebracht. Aber in der Nacht war er ſo viele Meilen gelaufen, daß ihm die Kniee zitterten, und hatte überdies ein Hufeiſen verloren —"

„Wer will das behaupten . . .?"

„Einer, der die Fußſpur im Bruchlande geſehen hat. Ich bringe täglich meine Kuh auf die Weide, wo die Erlen anfangen. Auf dem harten Wege war freilich nichts davon zu bemerken. Das Eiſen am rechten Vorderhuf, mein Söhnchen. Und wie mag's gekommen ſein, daß hinten an unſerm Holzſtall ein Brett losgeriſſen und nur leicht mit den Nägeln wieder eingeſteckt war? Wer da hinein gegangen iſt, hat ſich tüchtig zwängen müſſen."

„Das kann wohl ſein. Wer aus des Nachbars Stall Holz holt, mag zuſehen, wie er hinein- und hinauskommt — das haſt du wohl ſchon erfahren."

„Glaubſt du? Paſſe nur gut auf, wenn du der Wirt biſt. Aber zum dritten und letzten will ich dich fragen; wo ſind die zwei Knöpfe von deiner Jacke geblieben, Mikelis?"

Er ließ ſcheu einen raſchen Blick über ſeine Bruſt hinabgleiten. „Zwei?"

„Ja, zwei. Es ſind ihrer freilich noch genug an der Jacke."

„Was geht es dich an?"

„Nichts. Aber wenn einer davon etwa gefunden ſein ſollte, was gibſt du dafür? Hundert Taler ſind nicht zu viel."

Er trat vor und ſtieß ſie gegen die Bruſt, daß ſie von der Schwelle zurücktaumelte. „Keinen Pfennig, verdammte Hexe," ſchrie er, „keinen Pfennig! Meinſt du klüger zu ſein als die Gerichtsherren und mich ſchröpfen zu können? Bin ich der Erſte, dem die Knöpfe an der alten Jacke nicht feſtſitzen? Trolle dich und hüte dich, mir in den Weg zu kommen, wenn dir deine Knochen nicht weh tun ſollen. Ich verſtehe keinen Spaß."

Die Alte humpelte fort. „Wie du willſt, mein Söhnchen, wie du willſt," ziſchelte ſie. „Aber wenn du dich anders beſinnen ſollteſt — hundert Taler ſind jetzt zu wenig. Du haſt mich vor die Bruſt geſtoßen, das koſtet noch fünfzig. Wenn du ſo viel Geld nicht gleich bei der Hand haſt, ich bin auch mit einem Papier zufrieden — ſo einem, wie die Ewe dir gegeben hat. Du verſtehſt dich ja darauf. Vierzehn Tage will ich dir Zeit laſſen, die Sache zu überlegen; aber vor der Hochzeit muß ich wiſſen, woran ich bin."

Endrullis biß die Zähne zuſammen und murmelte

etwas in sich hinein. Eine Weile stützte er den Kopf gegen den Pfeiler und versenkte sich in seine Gedanken. „Unsinn!“ rief er dann. „Was kann sie wissen? Sie reimt sich's zusammen. Keinen Pfennig soll sie haben, aber bei nächster Gelegenheit eine tüchtige Tracht Schläge. Merkt sie, daß man Furcht vor ihr hat, so hört sie nicht auf zu fordern.“ Er sah dabei doch nicht aus wie einer, dem wohl zu Mute war.

Zu Ewe sagte er: „Das alte Weib hat nichts Gutes im Sinn. Nach ihren Jahren hätte der Teufel sie schon längst holen können.“ Und nachts, als er nicht schlafen konnte, weckte er sie und erzählte ihr, was die Gaidullene gesprochen hatte. Ewe antwortete nur: „So ist's Zeit.“

10.

Hatte die Altsitzerin sich früher oft genug über Ewe's Unfreundlichkeit zu beklagen gehabt, so änderte sich nun plötzlich ihr Benehmen ganz und gar. Sie gab ihr gute Worte, zog sie zu leichter Arbeit im Hause heran und bezahlte sie dafür über Gebühr. Auch schenkte sie ihr einen neuen Rock und ein Tuch und ein schönes Gesangbuch, und einmal sagte sie ihr: „Du kannst es gut bei mir haben,

wenn du auf meiner Seite ſtehſt. Ich kann dem Mikelis nicht überall aufpaſſen, und ich glaube, die Erdme gefällt ihm mehr, als der Frau lieb ſein kann. Habe die Augen darauf und laß mich wiſſen, was du ſiehſt. Wir wollen zuſammenhalten." Dabei zwinkerte ſie liſtig mit den Augen.

Die Alte traute ihr doch nicht recht. Einige Tage vor der Hochzeit hatte Ewe Flinſen gebacken. Sie rief die Gaidullene hinein, gab ihr einen Topf Kaffee und bot ihr von dem Gebäck an. Sie teilte mit ihr, was ſie auf dem Teller hatte, und aß ſelbſt davon. „Sage mir, ob die Flinſen gut geraten ſind," bat ſie, „ich will ſie gerade ſo bei der Hochzeit für die Gäſte backen laſſen und die Eier nicht ſparen." Auf einem andern Teller lag noch mehr davon. „Ich habe zu reichlich für die Probe Mehl genommen," fuhr ſie fort, „und es bleibt mir zu viel übrig. Nimm dieſe Flinſen in deine Kammer mit und iß, wenn du Hunger haſt." Sie ſtreute dick Zucker darauf und wickelte ſie in ein Papier. Die Alte dankte und ging.

Aber die Freigebigkeit der Wirtin kam ihr doch ſehr verdächtig vor. Sie wußte, daß ſich ſchon mancher Altſitzer in Littauen an ſolchen Flinſen den Tod gegeſſen hatte, und der Zucker hatte ſo eigen geglitzert. Sie entſchloß ſich raſch und warf das Päckchen beim Vorübergehen in den Schweinetrog.

Wenige Stunden später hörte sie Endrullis laut fluchen und wettern. Das größte von den Tieren war dem Verenden nahe. Die Magd wußte keine andere Erklärung zu geben, als daß das Schwein eine giftige Ratte gefressen haben müßte. Die Gaidullene hielt's für geraten, sich eiligst aus dem Staube zu machen und nicht so bald wieder blicken zu lassen. Als Ewe ihre Kammer leer fand, meinte sie: „Die ist über Land gegangen und hat Wegekost mitgenommen. Wer weiß, in welchem Graben man sie findet."

Am Hochzeitstage, als sich in dem geschmückten Hause die Gäste schon versammelt hatten und die Fuhrwerke in langer Reihe vor der Tür standen, sie nach der Kirche zu bringen, und Ewe die Glückwünsche in Empfang nahm: daß nun doch endlich alles so gekommen sei, wie es nach der richtigen Art hätte von Anfang an kommen müssen — fuhr ein städtischer Wagen auf der Dorfstraße vor. Er hielt vor dem Hause. Zwei Herren sprangen ab.

„Der Herr Kreisrichter!" lief's von Mund zu Mund, und alle Blicke richteten sich auf Endrullis, der Ewe bei der Hand hielt und scharf von der Seite ansah, als erwartete er von ihr einen Rat. „Schnell zu Pferde," zischelte sie, „und über die Grenze!"

Er trat ärgerlich mit dem Fuße auf. „An unserm Hochzeitstage —"

„Sie kommen deinetwegen, Mikelis."

„Sie können mir nichts beweiſen. Laufe ich fort, ſo bin ich ſchuldig."

„Aber du biſt frei."

Er blickte zum Fenſter hinaus auf die Straße. Eben kam der Gensdarm angeritten. „Es iſt auch zu ſpät zur Flucht. Ja — wenn der Fuchs noch im Stall ſtände —!"

Nun trat der Richter ein und ſagte: „Michel Endrullis, es tut mir leid, daß ich das Hochzeitsfeſt ſtören muß. Ich will wünſchen, daß ich dich und deine Braut nicht lange aufzuhalten brauche. Das Gericht hat aber guten Grund, bei dir eine Hausſuchung zu halten. Ich frage dich: biſt du in der Nacht, als deine abgeſchiedene Frau ermordet wurde, hier im Dorfe geweſen?"

„Ich weiß nichts davon, daß ſie ermordet iſt," antwortete er, finſter zur Erde blickend.

„Antworte geradeaus," forderte der Richter. „Biſt du hier im Dorf geweſen oder nicht?"

„Ich bin drüben in Rußland geweſen — mein Pferd iſt gefallen — es iſt durch Zeugen erwieſen."

„Und hier im Dorfe warſt du nicht? Sieh mich an!"

Endrullis bemühte ſich, dem Richter feſt in die Augen zu ſehen. „Wer ſagt, daß ich hier im Dorfe geweſen bin?"

„Das ſollſt du ſpäter erfahren. Ja oder nein?"

„Nein! Ich kann nicht durch die Luft fliegen."

„Wo ſind die Kleider, die du damals getragen haſt — in Rußland natürlich."

Endrullis warf den Kopf zurück. „Sie ſind doch ſchon einmal unterſucht, und es hat ſich nichts Verdächtiges daran gefunden."

„Keine Blutſpur, das iſt richtig. Aber im Protokoll ſteht geſchrieben, daß an der Jacke zwei Knöpfe fehlten. Die fehlten ſchon lange, nicht wahr? So haſt du früher behauptet."

„Was ich geſagt habe, iſt wahr."

„Zeige doch die Jacke noch einmal vor." Sie wurde herbeigebracht. Der Richter wickelte aus einem Stück Papier einen Knopf und verglich ihn mit denen an der Jacke. „Die Knöpfe ſtimmen genau überein, das wirſt du ſelbſt zugeben müſſen."

„Es tragen viele Littauer ſolche Knöpfe, Herr."

„Aber dieſer hat offenbar hier geſeſſen; die Fäden ſind ſcharf durchſchnitten und paſſen der Zahl nach zuſammen."

Endrullis verſuchte zu lachen. „Das kann ja ſein, Herr. Wenn ich ihn verloren habe, kann ihn auch wohl einer gefunden haben."

„Ganz richtig. Und weißt du auch, wo ihn einer gefunden hat?"

„Was geht mich das an?"

„An der hinteren Ecke des Holzſtalls hier auf dem Hofe neben einem loſen Brett der Verkleidung."

Der Littauer beſann ſich einen Augenblick. Es kam nun darauf an, vorſichtige Antworten zu geben. „Warum ſoll er da nicht gefunden worden ſein, Herr?" fragte er dann zurück. „Seit länger als einem Jahre gehe ich hier auf dem Grundſtück herum und habe die Jacke immer getragen."

„Aber der Knopf iſt dort gerade am Morgen nach jener Nacht gefunden."

„Das lügt die Gaidullene."

„Die Gaidullene? Wie weißt du, daß von der die Rede iſt."

„Weil ſie mir den Knopf für hundert Taler angeboten hat, Herr. Ich habe ſie ausgelacht und fortgejagt. Dafür rächt ſie ſich nun durch falſches Zeugnis."

Das ließ ſich hören. „Gehen wir in den Stall," ſagte der Richter. „Iſt in jener Nacht jemand an der Stelle, wo das Brett losgebrochen ſein ſoll, eingedrungen, ſo wird er auch wohl einen Zweck dabei verfolgt haben. Wo iſt der Stall?"

Endrullis zeigte widerwillig den Weg. Ewe, die ihn begleitete, ſprach viel von der Schlechtigkeit und Rachſucht der Altſitzerin, die für ein Quartier Branntwein falſch ſchwöre.

Im Stall lag Holz und Torf, an einem Hauklotz

eine Axt. In einer Ecke ſtand ein Spaten. „Steht der Spaten immer hier?“ fragte der Richter. „Wozu wird er gebraucht?“

„Den Torfgrus einzuſacken,“ erklärte Ewe, „aber der Stall iſt lange nicht gereinigt.“ Endrullis war ganz ſtill geworden.

Der Richter ließ das Holz hinauswerfen. Unter demſelben zeigte ſich am Boden eine Stelle, etwa einen Fuß im Geviert, von dunklerer Farbe. Die ſchwarze Erde lag hier obenauf nur dünn mit Holzabfällen beſtreut. „Hier wollen wir nachgraben.“

Nach wenigen Minuten ſtieß der Spaten auf klingendes Metall. Bei dieſem Klange zuckte Endrullis zuſammen, und Ewe warf ihm einen ängſtlichen Blick zu. Der Richter bückte ſich und hob aus dem Loch ein Beil. Die ſchartige Seite war mit einer dunklen Maſſe überzogen, an welchem lange Haare hingen. „Nun —? Wem gehört das Beil, Endrullis?“

„Ich weiß es nicht. Es kann da lange gelegen haben. Das Grundſtück gehört mir noch nicht.“

Der Richter zeigte das Beil den Umſtehenden. „Wem hat das Beil gehört?“

„Der Urte Endrullene,“ ſagte der Ortsvorſtand nach einigem Zögern. „Ich erkenne es an den drei Kreuzen am Stiel.“

„Und mit diesem Beil ist sie erschlagen. Wer hat es hier vergraben, Endrullis?"

„Warum fragt ihr mich das, Herr?" Die Lippen zitterten merklich beim Sprechen.

„Das will ich dir sagen," antwortete der Richter, der sich nochmals über das Loch im Erdboden gebückt und mit der Hand die lose Erde durchsucht hatte. Er nahm jetzt einen kleinen Gegenstand auf und hielt ihn zwischen den Fingern ihm vor die Augen. „Da ist der zweite Knopf, der an deiner Jacke fehlt. Der erste war beim Zwängen durch die Brettöffnung sogleich abgetrennt und draußen niedergefallen; der zweite hing noch lose am Faden und fiel hier neben dem Beil in die Grube. Willst du noch die Tat leugnen?"

Endrullis schwieg. Seine Lippen waren blau, die Augen richteten sich stier auf den Knopf.

„Du hast das Beil in der Hand behalten," fuhr der Richter fort, „als du aus dem Fenster sprangst, und dann hast du es nicht fortwerfen wollen, damit es nicht die Tat vor der Zeit verraten sollte. So bist du auf den Gedanken gekommen, es hier zu vergraben. Dein Pferd stand in der Nähe am Torfbruch unter den Erlen."

Endrullis schüttelte den Kopf, aber die Stimme versagte ihm. Ewe schluchzte laut und rief: „Er ist unschuldig — sie wollen ihn verderben."

Der Richter ſprach die Verhaftung aus. Ewe hing ſich an ihn und wollte ihn nicht fortlaſſen. Als der Gensdarm ſie mit Gewalt von ihm trennte, riß ſie ihren Brautkranz aus dem Haar und ſchleuderte ihn in die Grube. Dann brach ſie zuſammen. In der letzten Stunde war ſie um ihr Glück betrogen.

Aber auch jetzt noch gab ſie den Mann, den ſie liebte und der ſich ihretwegen verſündigt hatte, nicht verloren. Eines Tages rief ſie Grillus zu ſich und bat ihn, auf ihr Grundſtück acht zu geben; es könne ſein, daß ſie längere Zeit ausbleibe. Sie zog dann mehrere von ihren Röcken und Jacken übereinander, packte Wäſche in ein Bündel und ging zu Fuß fort, ohne zu ſagen wohin.

Sie kam nach der Stadt und umkreiſte das Gefängnis, ob Endrullis ſich nicht erſpähen ließe. Und endlich glaubte ſie wirklich mit ihren ſcharfen Augen hoch oben hinter dem Eiſengitter eines kleinen Fenſters ſein Geſicht zu erkennen. Die beiden Hände hatten die Eiſenſtäbe erfaßt, und es reckte ſich zwiſchen ihnen hinauf, geſpenſtiſch bleich. Sie nahm das Kopftuch ab und winkte damit. Er ſchien aufmerkſam zu werden und zu nicken. Aber die Entfernung war zu groß, um deutlich etwas zu erkennen oder ſonſt ein Zeichen der Verſtändigung geben zu können.

Ewe fragte einen von den Beamten, ob er nicht eine Magd brauche. Sie solle sich an den Herrn Inspektor wenden, lautete die Antwort; der habe gerade eins von den Mädchen entlassen müssen, die in der Küche arbeiteten. „Ich denke, wir haben einander schon einmal gesehen," meinte der Inspektor, der sich flüchtig ihrer erinnerte. „Ja," sagte sie, „und es geht mir seitdem schlecht. Wer im Gefängnis gesessen hat, bekommt schwer einen Dienst, und ich will doch gern arbeiten." Sie wurde als Magd angenommen.

In der Küche waren meist Gefangene beschäftigt. Einige derselben hatten den Bedarf an Holz und Kohlen herbeizuschaffen, andere mußten das Brot und die großen Kübel mit den zubereiteten Speisen abholen und in die Korridore hinauftragen. Mit einem Blechmaß wurde dann in Gegenwart des Aufsehers jedem Gefangenen sein Teil in eine Schüssel eingeschöpft. Denen, die ihre Zelle nicht verlassen durften, wurde das Essen zugetragen. Ewe bewies sich so tätig und wußte sich bald soviel Vertrauen zu erwerben, daß sie bei diesen Verteilungen oft zugegen sein und dabei helfen durfte. Durch gelegentliche Fragen erfuhr sie auch, wer in den einzelnen Zellen gefangen saß. Endrullis war in der letzten rechts im obersten Gange verschlossen.

Mitunter wurden die Gefangenen, gegen welche

die Unterſuchung noch ſchwebte, vormittags von den Schließern hinab und über den Hof nach dem Gerichtsgebäude zu ihrer Vernehmung vor den Richter geleitet. Ewe wußte ſich um dieſe Zeit in der Nähe der Ausgangstür etwas zu ſchaffen zu machen und lauerte, bis die Reihe einmal an Endrullis käme. Lange wartete ſie vergeblich. Endlich wurde er vorübergeführt, eine Hand an einen Fuß gekettet. Er ſtutzte, als er ſie ſah, verſtand aber ſogleich das Zeichen, das ſie ihm gab, zu ſchweigen. Während ſie den Finger der linken Hand auf den Mund legte, hob ſie mit der Rechten ein wenig den Rock. Das ſollte für ihn Bedeutung haben, wie er ſogleich merkte. Seine matten Augen glänzten einen Moment lebhafter.

Sie wußte, daß die Zellen der Gefangenen, die zum Verhör geführt wurden, bis zu deren Rückkehr unverſchloſſen zu bleiben pflegten. Die beiden Schließer begleiteten Endrullis über den Hof. Sie konnte, ohne daß es bemerkt wurde, hinaufeilen und in ſeine Zelle eintreten. Dort löſte ſie ſchnell die Bänder von ihren unteren Röcken, ließ ſie zur Erde fallen, wickelte ſie zuſammen und ſchob das Päckchen in das Bett. Dazu brauchte ſie nur wenige Sekunden Zeit. Als der Aufſeher zurückkam, war ſie längſt wieder in der Küche bei ihrer Arbeit.

Bald darauf fand ſie einmal Mittags Gelegen-

heit, eine kleine Feile, die ſie von Hauſe mitgenommen hatte, in die Schüſſel gleiten zu laſſen, die für Endrullis beſtimmt war. Sie zweifelte nun nicht, daß er in einer der nächſten Nächte die Eiſenſtäbe durchfeilen, die Röcke zu ſchmalen Streifen zerreißen und ſich daran hinablaſſen würde. Entkam er glücklich aus dem Gefängnis, ſo erreichte er wohl auch die Grenze und war in Sicherheit. Drüben hoffte ſie dann mit ihm zuſammenzutreffen.

Eines Morgens in der Frühe, ſie war kaum vor einer Stunde eingeſchlafen, wurde ſie durch laute Stimmen in der Nähe ihrer Schlafſtube geweckt. Der Inſpektor verhandelte mit einigen Leuten, die von der Straße hereingekommen waren und von einem Unglücksfalle berichteten. „Iſt er tot?“ fragte der Inſpektor. „Mauſetot,“ lautete die Antwort, „er muß ſich auf dem Pflaſter das Genick abgeſtürzt haben.“

„Und aus dem oberſten Eckfenſter, ſagt Ihr?“

„Da hängt wenigſtens etwas wie ein Strick heraus. Er iſt abgeriſſen, und das längſte Stück hat er noch in der Hand. Es ſcheinen lauter Streifen von Weiberröcken zuſammengeknüpft zu ſein. Wie kann das loſe Gewebe auch einen ſchweren Menſchen tragen?“

Der Inſpektor hatte ſich inzwiſchen angekleidet und ging mit den Leuten fort; den Aufſeher ſchickte er zur Reviſion der Zellen hinauf.

Ewe hatte sich im Bett aufgerichtet und gespannt gehorcht. Es war, als ob das Herz stillstand; sie atmete nicht, aber in ihrer Stirn hämmerte das Blut mit fieberhaft raschen Schlägen. Eine Minute lang waren ihr die Glieder wie gelähmt; dann trieb die Angst sie auf. Nur mit einem Rock und Tuch bekleidet, stürzte sie hinaus dem Inspektor nach.

Da lag einen Schritt von der Mauer Michel Endrullis regungslos. Die Leute richteten ihn auf, aber der Kopf sank zurück. Die Schädeldecke war zerbrochen, Blut stand vor dem Munde.

Ewe warf sich aufkreischend über den Toten. Sie hielt ihn so fest, daß es erst nach längerer Zeit den Männern gelang, sie von ihm loszureißen. Dann schien sie ganz kraftlos und ohne Willen; man mußte sie ins Haus tragen. Dort gab sie auf alle Fragen keine Antwort, kauerte in einer Ecke ihrer Kammer und wimmerte kläglich.

Sie wurde einige Wochen gefangen gehalten, dann aber entlassen, weil der Arzt ihren Geist für gänzlich verstört erklärte. Man hatte Grillus benachrichtigt, der sie nun mit einem Fuhrwerk abholte und in ihr Haus zurückbrachte.

Nach einigen Monaten gab sie einem Kinde das Leben. Es war ein Knabe, und sie nannte ihn, ehe er noch getauft war, Mikelis. Man hoffte, daß sie nun wieder zu gesundem Verstande kommen werde,

und wirklich nährte und wartete sie das Kind mit größter Zärtlichkeit und Bedachtsamkeit.

Bald aber zeigte sie ein wundersam scheues Wesen. Sie ließ das Kind nicht mehr vom Arme, nachts nicht von der Seite. Im Schlafe schreckte sie plötzlich auf und riß es mit gellendem Aufschrei an die Brust. Jeden, der sich dem Kinde näherte, verfolgte sie mit lauernden Blicken. Sie schien zu argwöhnen, daß man es ihr fortnehmen wolle. Ließ die Gaidullene sich nur auf der Schwelle sehen, so geriet sie in heftiges Zittern, worauf ein Wutausbruch zu folgen pflegte. Aus ihren abgerissenen Reden ließ sich entnehmen, daß sie von der Vorstellung gequält wurde, man wolle das Kind ins Gefängnis bringen und es für seinen Vater büßen lassen. „Sie sagen, es wird keiner mehr hingerichtet," murmelte sie, „aber so gewiß ist's doch nicht . . . Er hat's getan, aber ich hab's ihm geheißen . . . und deshalb meinen sie, gehört ihnen das Kind. Oben in der Zelle steht eine Wiege neben seinem Bett . . . die Ketten haben sie versteckt, aber ich sehe sie unter dem Stroh liegen. Wenn einmal die Tür geschlossen ist, ist's vorbei . . . und täglich schleifen sie das Beil — schirp, schirp, schirp — auf dem großen Schleifsteine. Hört nur: schirp, schirp, schirp . . ."

Dann mochte ihr das Kind auch in ihren Armen nicht mehr sicher scheinen. Sie schlich heimlich mit

ihm fort und versteckte es, bald in einer Kammer des Hauses, bald in einem Winkel der Klete, bald auf dem Heuboden. Mitunter mußte stundenlang gesucht werden, bis man es fand. Endlich schien die Gefahr für das junge Wesen so groß, daß man sich zu seinem Besten zu einem Gewaltschritt entschloß.

Als das Kind einmal wieder mit Mühe in seinem Versteck aufgefunden war, trug man es fort und brachte es zu ihrer Schwester, ohne daß sie es bemerkte.

Sie aber glaubte, man habe diesmal nicht hinter ihre Schliche kommen können, und gab darüber kindische Freude zu erkennen. Erst am andern Tage fing sie selbst an zu suchen, suchte in allen Winkeln und fand nichts. „Du hast das Kind gut versteckt," sagte ihre Schwägerin, „und kannst nun ganz ruhig sein. Das finden die Herren vom Gerichte nicht."

Ewe sah sie lange lächelnd an und nickte dann zustimmend. „Das finden sie nicht."

Sie wurde nun ganz still und in sich verschlossen. Manchmal bewegte sie stundenlang die leere Wiege hin und her; das war ihre einzige Beschäftigung.

Nach einem Jahre fing sie an, körperlich zu kränkeln und abzumagern. Speise und Trank mußte man ihr fast gewaltsam einflößen.

Eines Morgens fand man sie tot. Die kalte Hand lag auf dem Rande der Wiege.

Heinrich Sohnrey:

Lorenheinrich.

Heinrich Sohnrey ist am 19. Juni 1859 in Jühnde, einem Dorfe im südlichen Hannover, geboren. Ein Sonntagskind war er; aber sein Leben ließ sich nicht an wie ein Sonnentag. Mit dem ärmlichen Können, das ihm die Dorfschule mitgegeben, hatte er in der Präparandenanstalt einen harten Stand. Das namenlose Heimweh sänftigte allein die Hoffnung, der Mutter bald eine Stütze sein zu können. In Hannover auf dem Lehrerseminar litt der einsame Träumer Not am Körper und an der Seele. Er begann Geschichten und Sagen zu sammeln; der Schriftsteller, der Dichter in ihm wagten die ersten unsicheren Schritte. Sechs Dorfschullehrerjahre in Nienhagen am Solling, in der Nähe von Northeim, nicht gar weit von seinem Heimatorte, brachten zwar nicht die ersehnte Befriedigung; aber sie wiesen den Weg zu ihr. In gründlicher Erforschung des Volkstums, wie es in Sage und Lied, in Spruch und Redensart, in Sitte und Brauch aus dem Urquell hervorbricht, in unermüdlichem Sammeln, Sichten und Gestalten aller Überlieferungen aus dem Volksmunde fühlte er sich immer reicher zu seinem rechten Lebensberuf heranreifen: dem Landvolke die Urkraft seiner Eigenart wieder ins Bewußtsein zu rufen, ihm neues Vertrauen zu seiner derben Urwüchsigkeit einzuflößen und es so von der verderblichen Krankheit der Landflucht zu heilen.

Gleich in seiner ersten großen Dorfgeschichte, „Hütte

und Schloß", die mit keckem Ungestüm diese Gedanken predigt, trat neben den Dichter unvermerkt der Sozialpolitiker, der Nationalökonom; der Schulmeister mußte weichen. Zwar zwang ihn nach zweijährigem Studium auf der Universität Göttingen die Not des Lebens noch einmal ins Lehramt zurück — er wollte sich eine Familie gründen; dann aber wagte er's mit dem Beruf des Schriftstellers. Nach Fehlschlägen, die ihn und die Seinen in die äußerste Not brachten, ging auch seinem Leben endlich die Sonne auf: seine Schriften hatten Erfolg, seine volkswirtschaftlichen Bestrebungen erregten die Aufmerksamkeit des preußischen Landwirtschafts-Ministeriums, und seit 1895 ist Sohnrey Geschäftsführer des „Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande" und wohnt jetzt in Berlin.

„Friedesinchens Lebenslauf" und „Hütte und Schloß", zusammengefaßt unter dem Titel „Die Leute aus der Lindenhütte", sind sein Hauptwerk. Daneben erschienen mehrere Sammlungen kleiner Skizzen und Erzählungen aus dem Dorfleben seiner Heimat: „Verschworen — verloren", „Die hinter den Bergen", „Rosmarin und Häckerling". Der letzten Sammlung, „Im grünen Klee — im weißen Schnee", ist die wundersam schlichte Erzählung vom „Lorenheinrich" entnommen. Sie ist jener heimlichen Schönheiten voll, die wir erst sehen, wenn ein Sonntagskind uns seine Augen leiht.

W. Lottig.

Lorenheinrich.

Eine Frühlingserſcheinung im Dorfe.

Wir ſind gute alte Bekannte, der Frühling und ich, und er weiß manches aus meiner Jugendzeit, was ich längſt vergeſſen hätte, hülfe er es mir nicht behalten. Du lieber Gott, unſereins muß das ganze Jahr auf der Erde krabbeln, kann darum nicht ſo jung bleiben wie er, der Glückliche, Herrliche, der ſich allemal aus dem Staube machen darf, wenn der Saft im Stengel zur Neige geht, wenn die Sichel gewetzt wird.

So oft er nun einzieht mit ſeiner drolligen Haſellämmerherde und ſeinem ſchimmernden Gänſeblümchenhimmel, iſt allemal ſein erſter heller Ruf in meine dumpfe Großſtadtzelle: „Denkſt du auch noch an Lorenheinrich . . .?“

Ein Lachen kugelt ſich über ſein Geſicht und über meins, wo es freilich erſt ein wenig ſuchen muß, bis es die alte Stelle wieder gefunden hat. Und nun ſpringe ich wieder zwiſchen großen Hecken, in denen der Frühling gerade eben ſeine junge Lämmer-

herde ausgetrieben hat, in ein rundes Tal hinab, über dem sich ein hoher waldiger Hagen erhebt — und vor mir liegt inmitten knospender Obstbäume mein heimatliches Dorf mit seinen roten Ziegeldächern, seinen weißen Fachwänden und stattlichen Höfen.

Lorenheinrich?! Ob ich noch an ihn denke? Ei freilich, ei freilich! Ja, und so oft ich's noch Frühling werden sehe, wird auch wohl diese wunderseltsame Frühlingserscheinung — wunderseltsam in ihrer grotesken Wirklichkeit — immer wieder in meiner Erinnerung auferstehen.

Ja, wunderseltsam! Wenn die ersten Gänseblümchen auf dem Anger schimmerten und der glücklich gröhlende Hahn seine geliebten Hennen zum ersten Male an die Hecke führte, wo der goldschimmernde Lämmerstaub in den jungen Sonnenschein rieselte, der auf der nackten Erde lag, dann war auch unser „Blaumenheinrich", oder Lorenheinrich, wie er meistens genannt wurde, nicht mehr weit. Er kam so sicher wie das Amen in der Kirche; auf einmal war er da, wie die Grasveilchen oder wie die Stare im Frühlinge auf einmal da sind. Und die Leute im Dorfe wußten nun, daß es Frühling war.

Die Kinder jubelten und liefen hinaus, ihm entgegen, die Großmütter und Großväter lehnten

sich nach langer, harter Winterzeit zum ersten Male wieder in das geöffnete Fenster; die jungen Mädchen, welche nicht mehr müßig stehen durften, kriegten geschwind Schute und Harke aus der dunklen Ecke und eilten freudestrahlend hinaus in den Garten am Hause, wo sie bei munterem Graben über den Zaun ins Dorf hinein lugen und des Kommenden harren konnten.

Während der Frühling selbst seinen Einzug am liebsten durch die dichtesten Hecken zu nehmen pflegte, zog Lorenheinrich mit königlicher Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit durch die Kirchbergstraße ein, die sich schon weithin durch ihre hohen Pappeln als die Hauptstraße des Dorfes ankündigt.

Welch ein Leben dann, welch ein Rufen und Springen, wenn der Ersehnte endlich nahte! Man sah zunächst nur einen großen krabbelnden Kinderhaufen, dessen letzter Anhang noch auf krummen Beinchen einherwackelte und, weil er nicht so rasch mit konnte, in den Jubel der vorderen oft mit bitterem Weinen einstimmte. Der Staub wallte auf wie Opferrauch und zog dahin wie eine Wolke, die auf die Erde gefallen ist und hundert kleine Füße bekommen hat. Allmählich erst hob sich aus der wirbelnden Mitte, gleichsam von der gehenden Wolke getragen, eine hagere, magere Burschengestalt ab, vor sich, strack und steif gehalten, einen

langen Stab, um den allerlei Grünes und Blühendes gebunden war, wie es zu derſelben Zeit gerade aus der Erde trieb oder in den Büſchen und Bäumen prangte; an ſeiner Seite, leer und ſchlaff, ein großer, grobleinener Brotbeutel, der ebenfalls mit jungem Frühlingsgewächs geſchmückt war. Zumeiſt waren's jedoch nur Gänſeblümchen, die er am liebſten hatte und mit einer ganz beſonderen Glückſeligkeit trug.

Nur an ſeinem Hute, wo ſonſt die jungen Burſchen den Frühling ſtecken haben, trug er nichts, denn er hatte keinen; — und er hatte doch einen: denn der Himmel war ſein Hut. Unter dieſem Hute aber, an dem nur das gewöhnliche Auge die Gänſeblümchen nicht ſah, lag ein mächtiger Wulſt weizengelben Haares, von dem etliches ſtraff und lang ins runde Geſicht herabhing, etliches im Nacken zu eckigen Locken ſich ſtauchte — wirr und wild im ganzen wie ein Haufen Weizenſtroh, in dem die Hühner gekratzt haben.

So halb wie ein prächtiger, ſonderbarer Königsherold und halb wie ein ganz gewöhnlicher, armſeliger und ausgehungerter Bettelburſch, wandelte er langſam, ſchier feierlichen Trittes inmitten der lachenden und weinenden Dorfjugend einher, und von allen Seiten, aus den Fenſtern und über die Zäune ſchallte es dem Frühlingsbringer in fröhlichen

Tönen entgegen: „Willkommen, Lorenheinrich! Juchhe, Blaumenheinrich!“ Und manch ein Alter rief wie in gläubiger Hoffnung dazwiſchen: „Bringeſt döu üſſek ak 'n gaut Freujahr mee?“ [1])

Alsdann kamen über die Zäune viel neue Gänſeblümchen geflogen; die eine oder andere der grabenden Jungfrauen warf ihm auch wohl etwas prächtigeres zu, einen blühenden Krokus, manchmal auch ein Rosmarinzweiglein, das vom Baume im Garten oder dem Stäudlein im offenen Fenſter gebrochen war. Hohen Eifers voll liefen die Kinder, um die Spenden dem Frühlingsboten zuzutragen, und jedes freute ſich königlich, wenn es ihm ein Gänſeblümchen an den Rock oder Stock heften konnte. Beſonders gern wurden kleine Gänſeblümchenſträuße in ſeine Rock- und Hoſenlöcher geſteckt, und da Heinrichs Rock und Hoſe ſozuſagen aus lauter Löchern beſtanden, ſo kann man ſich denken, zu welch einem wunderlieblichen Bilde er ſich unter den emſigen Händen der Jugend entwickelte. Wenn es fertig war, ſah es aus wie ein einziges rieſiges Gänſeblümchen.

Das nannten ſie den Frühling ſchmücken, und es ſei beteuert, daß es ohne jeden argen Spott und Hohn geſchah.

[1]) Bringſt du uns auch ein gutes Frühjahr mit?

Zu all dem Gepränge ſagte Lorenheinrich nicht ein Wort, wie man ihn überhaupt niemals hat reden hören; um ſo beredter war das glückſelige Lachen, das gleich dichten Frühlingsſonnenſtrahlen von ſeinen großen Lämmeraugen über die kindliche Naſe auf den breiten Mund herabfloß, von dem nebenbei ein Volksrätſel ſagte, daß er „verquer" ſäße wie ein „Swinetrog".

Dies Lorenheinrichs-Lachen hatte wie der Sonnenſtrahl etwas Ewiges an ſich und war von einer ſo anſteckenden Gewalt, daß auch der ärgſte Griesgram, der ſonſt nie lachte, davon ergriffen wurde und zuletzt das ganze Dorf vor Lachen wackelte.

Ein beſonders feierlicher und drolliger Auftritt ereignete ſich allemal vor dem Mühlengrabenhauſe. Der mehlbeſtaubte Müller trat heraus auf den Steinweg, nahm die weiße Mütze vom Kopfe, ſchlug ſie in die Hand, daß eine große Mehlwolke aufwirbelte, ſah mit ſeinen zwinkernden Schelmenaugen über die krabbelnde Menge hin, zu der ſich jetzt faſt das „ganze Dorf", groß und klein, geſellt hatte, und hob mit urkomiſcher Mimik an:

„Lorenheinrich, döu leiwe Junge,
Is dat Freujahr nöu weer in Swunge?
Häſt 'ne uten Loche locket,
Häſt de 'ne an Haare tocket?

Dat is recht un dat is gaut, —
Af de Mütze, af den Haut!
Vivat! dat de hage Hogen wackelt."[1])

Die Mützen flogen empor, ein gewaltiges dreimaliges Lebehoch erdröhnte, worauf der Grabenmüller wiederum anhob:

„Lorenheinrich, döu leiwe Junge,
Is dat Freujahr nöu weer in Swunge,
Will we.ak 'ne Woſt[2]) anſneggen,
Saſt ak uſe Meken freggen.[3])
Kumm herin un dau deck gaut —
Af de Mütze, af den Haut!
— Vivat!"

Wiederum ein dreimaliges Hoch, daß der hohe Hagen wackelte, und, des Vaters Lied aufs anmutigſte verkörpernd, trat nun das liebreizende, luſtige Mühlenhannchen aus der Haustür, in der einen Hand einen eiligſt gewundenen, noch im Herauskommen flink zurecht gezupften Kranz von grünem Buchsbaum und weißen Gänſeblümchen.

[1]) Lorenheinrich, du lieber Junge,
Iſt der Frühling nun wieder im Schwunge?
Haſt ihn aus dem Loch gelocket,
Haſt du ihn am Haar gezogen?
Das iſt recht und das iſt gut.
Ab die Mütze, ab den Hut!
Vivat, daß der hohe Hagen wackelt.

[2]) Wurſt. [3]) Sollſt auch unſer Mädchen freien.

Ein drolliger Knix vor dem freudestrahlenden Frühlingsherold, und mit komischer Feierlichkeit setzte Hannchen ihm den Kranz auf den gelben Weizenbusch. Wenn sie ihm dann in ihrer lustigen, neckenden Ausgelassenheit gar noch ihre apfelrunde Wange zum Kusse darbot, schien es ordentlich wie ein tiefer Wonneschauer über den seltsamen Burschen zu kommen. Wie ein Blütenbaum, den der Lenzwind schüttelt, stand Heinrich da, und ob er auch kein Wörtlein redete, schien doch alles an ihm zu rufen: „Frühling! Frühling! Frühling!"

Die runde Müllerin hatte unterdessen schon die verheißene Wurst von der Rauchbühne heruntergeholt, und während sie eilends den Tisch besorgte, wurde Lorenheinrich von der Tochter im Triumph in das Haus und an den besetzten Tisch geführt.

Hatte er sich gütlich getan, so schnitt Hannchen noch ein großes Stück Brot ab und steckte es mitsamt dem Reste der Wurst und noch einigen anderen kostbaren Sachen in den Beutel an seiner Seite, worauf sie den Glücklichen feierlichst wieder hinausbeförderte.

Die Jugend, die draußen getreulich gewartet hatte, nahm ihn aufs neue mit lautem Jubel in Empfang und führte ihn bis zum nächsten Bauernhause, wo der Tisch für ihn ebenfalls gedeckt stand. Denn das wußte man ja: wie die Flur zum

Wachstum der Sonne und des Regens, so bedurfte Lorenheinrich zum Gedeihen unaufhörlich eines reichlichen Labsals an Speise und Trank; und wie das Frühlingsfeld den ganzen Tag der Sonne nicht müde wird, so verdroß auch ihn den ganzen Tag das Essen und Trinken nicht. Es wurde trotzdem wacker genötigt: „Ett man alles up, Heinrich, dat't ak 'n gaut Freujahr gift!“ [1])

So aß und trank er sich von einem Haus zum andern und von einem Dorf zum andern, und was er nicht aß, das trug er in seinem großen Seitenbeutel mit sich davon, der gewöhnlich gestopft und gepfropft voll war, wackelte er bei sinkender Nacht aus dem Dorfe hinaus.

Und das nannten die lachenden Bauersleute den Frühling füttern.

Eine ganz besondere Freude hatten sie daran, zu sehen, wie kräftig es allemal bei ihm anschlug. Wenn er das erste Mal erschien, war er ganz mager und blaß, schier wie ein Brachacker im Märzen, also daß ihm Jacke und Hose, die ohnehin schon nicht für ihn gemacht waren, am Leibe hingen, wie an einer großen Vogelscheuche im Erbsenfelde; wenn es aber gegen die Mairüste kam und das Pfingstgeläute erscholl, war er schon

[1]) Iß nur alles auf, daß 's auch ein gut Frühjahr gibt.

ganz rund und rot, also daß ihm Jacke und Hose so prall und putzig saßen, wie die Haut auf einer frischen, dicken Mettwurst, eh' sie geprickt ist.

Wie nun die Erscheinungen des Frühlings sich wandelten, so änderte sich auch der Blüten- und Blätterschmuck an Lorenheinrichs Stock und Rock; eine gar sinnvolle Ordnung herrschte darin. Trug er das letzte Mal noch der Esche und Ulme Knospen geschlossen, so ragten bei seiner Wiederkehr schon die rötlichen Blütenrispen und die purpurbraunen Staubfäden aus den geborstenen Hüllen, und wo heute noch die strotzende Apfel- oder Birnknospe steckte, lachte uns das nächste Mal die schneeweiße oder zartgerötete Obstbaumblüte entgegen, und Himmelschlüssel und Himmeltröpfchen und Grasveilchen und Windröschen wechselten mit Kuhblumen und Kreuzkräutern, mit Hirtentäscheln und Reiherschnäbeln, mit Muskathyazinthen und wilden Tulpen. Immer gleich und immer vorherrschend war allein — dafür sorgten schon die Schelmereien der jungen Mädchen — das Gänseblümchen, so daß man sich eigentlich verwundern mußte, weshalb sie ihm nicht den Namen Gänseblümchen-Heinrich beilegten.

Das Taufrecht sollte eben einer noch größeren Merkwürdigkeit zufallen, nämlich dem Frühlingsopfer der armen Leute. Sie, die weder einen Garten noch eine Rauchbühne hatten, überhaupt nichts be-

saßen, wovon sie dem armen Heinrich etwas zu gute tun konnten, wollten doch an der Frühlingsfreude des Dorfes auch ihren Anteil haben.

Da ist denn der uralte Gemeinschaftsgeist des Dorfes aus dunkler Gruft emporgestiegen und hat gesagt: „Ei, was steht ihr so trüb und traurig! Habe ich euch nicht in alter, ehrwürdiger Zeit das Recht gegeben, eure Zicklein an den Dorfhecken zu weiden! Sind nicht euer zu erb und eigen die Loren (Blätter) alle, die aus den Hecken schießen? Ist ihrer nicht eine unerschöpfliche Fülle? Wahrlich, so arm und rechtlos seid ihr nicht, daß ihr dem armen Heinrich nicht auch ein Opfer bringen könntet!" Und der Frühling, der diese ehrwürdige Stimme vernommen, setzte sich nun in die Hecken und trieb einen Reichtum an Loren hervor, daß jedes arme lorenbedürftige Menschen- und Ziegenherz, was unsere grünheckenleere Zeit kaum verstehen wird, eine wahrhafte Lust und Freude daran haben konnte.

Erschien Heinrich nun an einem Sonntage, so kamen die armen Leute alsbald zusammengelaufen und leiteten ihn, der sich geduldig lachend in alles fügte, in feierlichem Zuge an eine Hecke, wo die Loren am herrlichsten prangten. Es wurden Zweige gebrochen und Loren gerupft, es wurden auch lange Schleifen von Loren geflochten, mit denen

man ihn derartig umwand, daß vom eigentlichen Heinrich zuletzt nicht ein Fleckchen mehr zu sehen war. Hierauf nahmen sie ihren Lorenheinrich in die Mitte und führten ihn in den uns schon bekannten Mühlgraben hinauf, wohl wissend, daß das lustige und gutherzige Hannchen sie ebenfalls nicht leer ausgehen lassen würde! Sie pflegte dann gewöhnlich mit einer „Slippe“[1]) voll großer Brotstücke herauszukommen und in ihrer heiteren und herzgewinnenden Anmut jeder armen Seele etwas zu bescheren. In gleicher Weise wurden die Armen hinterher in vielen anderen Häusern, selbst von der Schloßherrschaft, der man Lorenheinrich ebenfalls zuführte, beschenkt.

Natürlich konnte diese Herrlichkeit nicht alle Tage erneuert werden. Selbst ein König muß einem zur Last fallen, wollte er einen Tag um den andern bei uns Einkehr halten. Das wußte Lorenheinrich gar wohl, obgleich er sonst sehr wenig zu wissen schien. Er pflegte darum nicht nur auf eine gewisse Zeit des Jahres, sondern in dieser Zeit auch auf angemessene Zwischenpausen zu halten, die er wohl auf andere Dörfer im Kreise verwenden mochte.

In dem einen Jahre merkte man aber, daß die Pausen immer kürzer wurden, daß Loren-

[1]) „Slippe“ – an den Zipfeln aufgenommene Schürze.

heinrich immer eiliger im Mühlengraben hinaufpatschte, auch immer wonniger drein sah, immer glückseliger lachte.

Da ging ein allgemeines Prusten und Kichern durchs Dorf, und einer rief dem andern zu: „Weiß't alle? — Lorenheinrich will't Möhlenhannechen freggen!“ [1])

Es verhielt sich wirklich so. Lorenheinrich sagte zwar nichts, aber jeder seiner Lämmeraugenblicke, jede Miene seines wieder voll und rot gewordenen Pausbackengesichts, jedes Gänseblümchen und jedes Lorenblatt an seinem Rocke und Stocke rief's dem lustigen, hübschen Hannchen nach: „Ich liebe dich! Ich liebe dich! Ich liebe dich!“

Sie lachte überlustig und wurde einmal in ihrer Ausgelassenheit gesehen, wie sie Lorenheinrich bei den Ärmeln ergriff und mit ihm über den Hof einen Galopp tanzte, daß er lange nicht wieder zu Atem kommen konnte; war sie doch leicht und behende wie eine Bachstelze, er dagegen schon schwer und rund geworden wie ein „Amman“.

Lorenheinrich war glücklich, wie nur ein Himmlischer glücklich sein kann, und es war niemand, der ihm zugerufen hätte: „Lorenheinrich, Lorenheinrich, daß du nur deine Gänseblümchen nicht vergißt!“

[1]) Weißt du's schon? Lorenheinrich wills Mühlhannchen freien.

Wenn aber das Gras auf der Wieſe reifte und die „Wurſt die Füße aufzog,“ [1]) legte ſich plötzlich ein Schatten auf Lorenheinrichs Geſicht; die breiten Ringe ſeines Lachens wurden kleiner, die blumenfrohen Lämmeraugenblicke trüber und trüber. Und rauſchte die erſte Senſe durchs Gras, ging er eilends fort und wurde bis zum nächſten Frühlinge nicht mehr geſehen. Es hieß, er ginge dann in die anderen Weltteile, wo der Frühling erſt begönne — und der Himmel noch voller Würſte hinge.

Das war noch ein Jahr und noch eins ſo geweſen, bis die roſige Müllersmaid ſchließlich ſein Verhängnis wurde.

Stärker als die Liebe zu ſeinen Gänſeblümchen, ſtärker zuletzt auch als zu Wurſt und Schinken war die Liebe zum Müllerhannchen geworden, und ſo blieb er an jenem letzten Frühlinge, da er geſehen wurde, lange über Gebühr im Mühlengraben ſtehen, bis plötzlich ein ſchöner, ſchlanker Jüngling daher kam, der ihn mit Gewalt vertrieb. So iſt er auch im andern Jahre, verlockt noch durch einen flüchtigen Sonnenſchein, allzu früh

[1]) „Uſe Woſt hät de Feute uppetogen,“ pflegte eine meiner bäuerlichen Großmütter aus der Sollinger Waldgegend zu ſagen, wenn die Würſte auf der Rauchkammer zur Neige gingen und darum geſchont werden mußten.

wieder ausgegangen, ehe noch ein einziges Gänseblümchen gesehen worden war.

Der Frühling, obwohl schon in der Nähe, vermochte ihn noch nicht zu schützen, denn der Winter lag noch mit vieler Macht auf der Lauer. Und der Winter, dem Lorenheinrich wegen seiner Frühlingsfreundschaft schon immer ein Dorn im Auge gewesen, nahm diese Gelegenheit wahr. Er schickte einen jähen Schneesturm hinter ihm drein, schüttete den ganzen Rest seiner grimmigen Kälte über ihn — und als etliche Tage später der Frühling mit seiner Macht durch die Wolken brach, um Lorenheinrich zu retten, wurde der Ärmste, hager und mager wie immer bei seinem Ausgange, erfroren am Wege gefunden.

Der Frühling weinte drei Tage und drei Nächte, daß es von allen Bergen floß, von allen Büschen und Bäumen tropfte. Und dann standen an der Stelle, wo Lorenheinrich gefunden war, die lieblichsten Gänseblümchen, die je gesehen worden sind.

Da sich keine Heimatsgemeinde im ganzen weiten Kreise zu Lorenheinrich bekannte, sollte sein Leichnam nach Göttingen in die Anatomie gebracht werden, wogegen sich indes — zu ihrem Ruhme sei's gesagt — die gesamte Jugend meiner Heimat derartig auflehnte, daß es einen ordentlichen Aufruhr im Dorfe gab. Auch ich darf mich rühmen,

daß ich mein damaliges Stimmchen sehr tapfer für Lorenheinrichs armen Leichnam erhob. Doch was hätten all unsere Stimmlein vermocht ohne den Beistand, den uns das gute Mühlenhannchen so wacker leistete!

Sie, deren schalkhaftem Liebreiz der ärgste Griesgram nicht zu widerstehen vermochte, steckte sich hinter den Gemeindevorsteher und seine Beigeordneten, führte ihnen noch einmal all die schönen Frühlinge zu Gemüte, die Lorenheinrich dem Dorfe gebracht hätte, und wußte so mit rührender Drolligkeit jedem einzeln eine Stimme für den armen Toten abzuschmeicheln. So kam schließlich im Gemeindevorstande der einstimmige Beschluß zu stande, daß Lorenheinrichs Leichname, entgegen der herrschenden Regel, ein Grab auf dem Gottesacker eingeräumt werden solle, freilich — diese Einschränkung wurde dennoch gemacht — nur in einer Ecke des Friedhofes.

Dort ward Lorenheinrich dann auf Kosten der Gemeinde begraben.

Es war ein Leichenzug von nie gesehener Seltsamkeit. Im Gefolge wimmelte wieder die gesamte Dorfjugend, von den wackelnden Kleinen an bis hinauf zu den zwanzig- und mehrjährigen Jungfrauen. Und alle trugen Kränze oder Sträuße von weißen Gänseblümchen in der Hand, denn die Gänseblümchen waren in diesem Frühjahr

ungewöhnlich früh erschienen, als die Büsche und Bäume noch ganz kahl standen.

Zu hinterst aber ging in trauriger Bedrücktheit des Dorfes Armut mit Kränzen von gelben Steckrüben- und bunten Runkelblättern, wie sie im Keller wachsen, da es ja noch keine Lorenblätter gab.

Die Jugend konnte sich damit noch nicht genug tun, denn sie fühlte: der wesenhafteste Teil ihres Frühlings war unwiederbringlich dahin. Als die Kränze und Sträuße verdorrt waren, kam sie wieder herbei und bepflanzte den ganzen Grabhügel über und über mit frischen Gänseblümchen, die man auf dem Gemeindeanger mit der Wurzel ausgehoben hatte. Ihr Trauern war ein Lachen, und ihr Lachen war ein Trauern.

Bald danach ist jener schöne, schlanke Jüngling, der Lorenheinrich ausgangs des vorletzten Frühlings aus dem Mühlengraben hinausgetrieben hatte, wiederum in den Mühlengraben gekommen und hat das prächtige Mühlenhannchen ohne viele Umstände weggefreit. Es war wohl ein Glück für den armen Lorenheinrich, daß er das nicht mit anzusehen brauchte.

Das Gänseblümchengrab ist noch manches Frühjahr gehegt und gepflegt worden, bis die heutige Jugend und die heutige Armut aufkam, die beide nichts mehr wissen von den alten, wundersamen Poesieen des Dorflebens.

Wilhelm von Polenz:

Zittelgufts Anna.

„Ich bekenne mit Stolz," sagt Wilhelm von Polenz von sich, „daß ich mich als Produkt meiner ländlichen Umgebung fühle, daß ich Kind meiner Zeit, Kind meines Volkes und meiner Rasse, in letzter Linie Sohn meiner Familie bin, auch Künstler." Geboren den 14. Januar 1861 auf dem väterlichen Schloß Ober-Cunewalde bei Bautzen, lernte er von Kind auf das Leben und Treiben auf einem großen Gute, das entsagungsreiche Streben der kleinen Leute und die Leiden, Freuden und Bedürfnisse der adeligen und bäuerlichen Grundbesitzer kennen, und als er nach vollendeten Studien die Bewirtschaftung des Erbes selbst übernahm, fand er durch den täglichen Umgang mit Groß- und Kleingrundbesitzern Stoff die Fülle, der ihn zur schriftstellerischen Darstellung reizte. Von 1890 an folgten rasch auf einander sieben Romane, sechs Bände Novellen und Skizzen und vier Dramen, bis er sich in voller Manneskraft im Krankenhause zu Bautzen zum Sterben niederlegte (13. November 1903).

In dem schriftstellerischen Schaffen des Dichters lassen sich ziemlich deutlich zwei Entwicklungsstufen unterscheiden. Die erste kennzeichnet die ruhige, sachliche, breit ausspinnende Art, wie sie die Darstellung des Bauernlebens mit seinen wechselnden Beziehungen zu Feld und Wald, Haus und Hof, Saat und Ernte, Kauf und Verkauf, Gewinn und Verlust, Freund und Feind, Staat, Kirche und Schule erheischt. Allgemein bekannt ward der Dichter

durch den religiösen Zeitroman „Der Pfarrer von Breitendorf“ (1893), der seinem ehemaligen Rittmeister M. v. Egidy gewidmet ist. Die künstlerische Höhe aber erreichte er erst mit dem Roman „Der Büttnerbauer“ (1895), dem vielleicht nur Roseggers „Jakob der Letzte“ an die Seite zu stellen ist. Das Gegenstück hierzu, „Der Grabenhäger“ (1897), bietet viele schöne Züge, hat aber nicht die Höhen und Tiefen seines Vorgängers aufzuweisen. — Die zweite Entwicklungsstufe des Dichters, die der Tod leider jäh unterbrach, ist innerlicher, stimmungsvoller, zarter und poetischer. Hier redet der Aristokrat: vornehm, feinsinnig, weltmännisch. Er findet sein Frauenideal in „Thekla Lüdekind“ (1899), spürt den Seelenregungen der Jutta Reimers in dem Roman „Liebe ist ewig“ (1900) nach und schließt seine Lebensarbeit mit dem Literatur-Roman „Wurzellocker“ (1902).

Verhältnismäßig gering ist die Zahl seiner Novellen und Skizzen. Kann er hierin auch nicht seine eminente Begabung, in ausladender epischer Breite ein farbenvolles Zeitbild zu geben, voll entfalten, so bietet er dafür kleine Ausschnitte aus der dörflichen Enge und Lebensabrisse psychologisch interessanter Personen, deckt die verschütteten Kanäle der Menschennatur auf und sucht uns selbst das abnorme Verhalten seiner Personen verständlich zu machen.

Tonndorf-Lohe,
den 19. November 1904. Wilhelm Bube.

Zittelgusts Anna.

Der Weber Zittel wohnte in dem belebteſten Teile des Dorfes, dort, wo von alters her die Kirche, Pfarrhaus und Schule ſtanden, und wo ſich neuerdings neben dem Bahnhofe eine Fabrik aufgetan hat. Das kleine Häuschen, welches er bewohnte, gehörte ihm nicht; er hielt Stube und Kammer nur als Mieter inne. Viel Platz brauchte er ja auch nicht, da er Witwer war und nur ein einziges Kind beſaß: die zwölfjährige Anna. Ehemals war die Familie freilich ſtärker geweſen. Im Laufe ein und desſelben Jahres waren dem Manne die Frau und zwei blühende Kinder weggeſtorben, ihn mit dem jüngſtgeborenen kränklichen Mädchen allein laſſend. Die Geſunden waren gegangen und die Schwächlichen zurückgeblieben.

Zittelguſt ſtammte aus einer Familie, die ſeit ungezählten Generationen ſich den Lebensunterhalt durch Handweberei verdiente. Er war ein langer, hagerer Mann mit ſchmaler Bruſt, völlig bartlos, die hohe Stirn über den tiefliegenden Augen ſetzte ſich in eine glänzende Platte fort. Nur im Genick hing ihm von

einem Ohr zum anderen ein ſchmaler ausgefranſter Kragen dunklen Haares als letzter Reſt ehemaliger Pracht. Der Kopf glich dem eines Gelehrten; aber es war Entbehrung, ſchlechte Ernährung, Stubenluft, nicht geiſtige Arbeit, was dieſem Geſichte den Stempel der Vergeiſtigung aufgedrückt hatte.

Man mußte den Mann gehen ſehen: die Schultern zuſammengezogen, den Kopf geduckt, die Kniee gekrümmt, und man verſtand, daß er Armut, Elend und Unverſtand vergangener Geſchlechter an ſeinem erſchlafften, ausgemergelten, knochenſchwachen und bleichſüchtigen Leibe abbüßte.

Zittelguſt war als echter Weber abgeſagter Feind der friſchen Luft. Der muffige Dunſtkreis der niederen Holzſtube, in der vom frühen Morgen an gegeſſen, gekocht, gewirkt, getrieben und geſpult wurde, bedeutete ihm altgewohntes und geliebtes Lebenselement. Wie etwas Koſtbares, ja Geheiligtes, wurde dieſe Luft gehütet; Tür und Fenſter, durch die ſie hätte entweichen können, blieben Sommer und Winter hindurch ſorgfältig verſchloſſen.

Man ging den ganzen Tag in Hemdsärmeln, barfuß oder in Holzpantoffeln einher. Stiefel, Rock und Kopfbedeckung wurden eigentlich nur zum Kirchgang angelegt. Selbſt zum Nachbar über die Straße ſprang man in dieſer unvollkommenen Bekleidung, wenn nicht vorgezogen wurde, das Schiebefenſter

zu öffnen, das nur so groß war, den Kopf hinauszustecken, um auf diese Weise Neugier und Klatschsucht zu befriedigen und den Bedarf an wissenswerten Ereignissen und Nachrichten einzuziehen.

Der Webersmann war glücklich und zufrieden bei dieser Art Leben. Den Tod seiner Frau und der beiden Kinder hatte er längst verschmerzt. Zittelgust war Philosoph. Sie hatten eben etwas zeitiger dran glauben müssen, tröstete er sich. Um die Frau grämte er sich noch am meisten; sie fehlte ihm besonders anfangs sehr empfindlich im Hauswesen. Die beiden Kinder aber vermißte er kaum. Sie hatten ihm mehr Not und Sorge gemacht als Freude. Für den Armen fällt es eben schwer ins Gewicht, wieviel Menschen an seinem Tische niedersitzen. Jetzt, wo die Familie klein war, ließ sie sich auch billiger ernähren. Er hatte in den letzten Jahren sogar anfangen können, von seinem Weberverdienst zurückzulegen, woran vordem nicht zu denken gewesen.

Anna, sein einziges überlebendes Kind, machte ihm wenig Not. Sie war ein kleines, blasses, schmales Ding, der Körper in der Entwicklung stark zurückgeblieben, während das Gesicht mit seinen ausgearbeiteten Zügen den Eindruck der Frühreife hervorrief. Aus großen, verständigen Augen blickte die Zwölfjährige in die Welt, maß kritisch alle Erscheinungen, die in ihren Gesichtskreis traten, mit

ihrem altklugen Kinderurteil. Ihr schmaler Mund verzog sich leichter zu einem spöttischen Lächeln, als daß er ein fröhliches Gelächter oder Schreien hätte hören lassen. Denn dieses junge Geschöpf, das nur die Weberstube, ein Stückchen Dorfstraße und die Schulbank kannte, hatte doch ein fertiges Weltbild im Kopfe, war ein kleiner selbstbewußter, spröder, scharf beobachtender und scharf urteilender Mensch.

Jung wie sie war, hatte Anna schon mancherlei durchgemacht. Sie war das Sorgenkind der Mutter gewesen, von ihr verwöhnt und verhätschelt, von den älteren Geschwistern eher scheel als freundlich angesehen und gelegentlich geneckt und gequält. Dann mit einem Male durch der Mutter Tod verwaist und als einziges Kind eine viel wichtigere Person als vordem.

Sehr bald wurde sich Anna ihrer besonderen Stellung bewußt. Schon in zartem Alter übersah sie ihren Vater. Der Witwer war ängstlich von Natur, ratlos, zaghaft und in allem, was nicht sein Gewerbe betraf, unbeholfen. Er bedurfte der Abwartung und Fürsorge, war gewöhnt, daß ihm jemand das Essen zubereite, sich um seine Kleidung kümmere, alles, was nötig, herbeischaffe und bedenke, während er vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht am Webstuhl saß und wirkte.

Die kleine Anna nahm nach und nach die Füh-

rung des Hausweſens an ſich. Große Kochkünſte waren eben nicht nötig. Frühmorgens Haferſchleim, mittags Kartoffeln und Heringstunke, im beſten Falle gab es mal Speck dazu oder Wurſt, abends wieder Kartoffeln mit Salz und Schmalz; die übrigen Mahlzeiten wurden mit Butterſchnitten und Kaffee beſtritten.

Früh, ehe Anna zur Schule ging, ſetzte ſie das Eſſen an, ſchärfte dabei dem Vater ein, daß er gelegentlich nachlege und den Topf rücke. Wenn ſie wiederkam, füllte ſie dann die Speiſe um in die große runde Schüſſel, aus der ſie tagein tagaus gemeinſam aßen. Den trüben und herzlich dünnen Kaffee trank man dazu aus braunen Henkeltöpfen. Zwar beſaß man Teller und Taſſen; Blumen waren darauf gemalt, Roſen und Vergißmeinnicht, auch mancher ſinnige Spruch in Goldſchrift. Wohlverwahrt ſtanden ſolche Koſtbarkeiten im Spind; aber nur zum Staatmachen waren ſie da. Auf den Gedanken, dergleichen zum Eſſen und Trinken zu benutzen, wäre man niemals gekommen.

Bei dieſen beiden Menſchen drehte ſich von früh bis ſpät alles um die Weberei. Zittelguſt arbeitete für einen Fabrikanten, der eine größere Anzahl Handweber beſchäftigte. Da der Weber ſich um nichts weiter zu kümmern brauchte als um die Leinewand, die er gerade auf dem Stuhle hatte, da keine Feld-

arbeit, keine andere Hantierung ihn abzog, brachte er eine Menge vor sich. Die kleine Anna stellte ihm auch darin eine tüchtige Gehilfin. Zwar zum Wirken war sie zu schwächlich, aber das Treiben und Spulen hatte sie schon früh gelernt. Auch beim Andrehen und Scheren ging sie dem Vater zur Hand, wie beim Aufbäumen der Kette. War aber einmal das Garn verworren oder der Faden gerissen, dann verstand sie es mit ihren geschickten kleinen Fingern, wie niemand anders, das Ganze wieder in Schuß zu bringen.

In allen schwierigen Fragen verließ sich der Vater auf sie. Zittelgust war zwar durchaus nicht etwa dumm, aber die angeborene Ängstlichkeit hinderte ihn häufig, von seinem Verstande Gebrauch zu machen.

Wenn nicht die kleine Anna gewesen wäre, hätte er sich von aller Welt übers Ohr hauen lassen. Aber das Kind war auf dem Posten; Anna paßte auf, daß der Kaufmann den Vater nicht überteure, sie kümmerte sich darum, ob der Fabrikant die entsprechende Menge Garn geliefert habe, und daß dem Weber bei Ablieferung der Leinewand keine ungerechtfertigten Abzüge gemacht würden.

Bei alledem versäumte das Kind seine Schulpflichten nicht. Anna Zittel war eine der besten Schülerinnen der Dorfschule. Sie schrieb eine saubere Handschrift, rechnete fix und konnte ihre Gesang-

buchlieder und Bibelsprüche so gut auswendig, daß man sie mitten in der Nacht hätte wecken können, und auf das betreffende Stichwort würde sie Vers oder Lied heruntergeschnurrt haben, wie der Leierkasten sein Stücklein.

Sie war daher ein besonderer Liebling der Lehrer und wurde den anderen Mädchen immer als Beispiel von Fleiß und guten Sitten vorgehalten. Vielleicht war ihr Verdienst nicht so sehr groß; schwächlich wie Anna war, konnte sie an dummen Streichen kaum teilnehmen. Und das Lernen wurde ihr eben leicht.

Anna war sich bewußt, etwas Besonderes zu sein. Mit stiller Verachtung blickte sie auf die anderen, minderbegabten Mädchen herab; die Jungen aber, die auf der anderen Seite der Schulstube saßen, waren ihr wegen ihrer Begriffsstutzigkeit lächerlich und wegen ihrer Unmanierlichkeit ein Greuel.

Sie las gern und war die fleißigste Kundin der Schulbibliothek. Die Bücher, die sie von dort mit nach Haus brachte, pflegte sie abends ihrem Vater vorzulesen. Der hatte, wenn er Tags über am Webstuhl saß, bei seiner mechanischen Tretarbeit Zeit genug, das Gehörte weiter auszugrübeln und zu Ende zu spinnen.

So lebten diese beiden Menschen glücklich und zufrieden mit einander. Zittelgust vermißte das ver-

storbene Weib kaum noch; seine Anna ersetzte ihm die Lebensgefährtin vollauf. Daß ihn das Töchterchen ein wenig tyrannisierte, empfand er nicht unangenehm; er wollte es gar nicht anders haben.

Der altersgebräunte Webstuhl aber in der Ecke, der nun schon der dritten Generation diente und manches Tausend Ellen Ware geliefert haben mochte, ließ unter dem gleichmäßigen Treten des Webers seinen altmodischen Rhythmus erklingen. Da ratzte das Trittschemelgeschlinge, der Schützen sauste geschäftig hin und her und schlug schütternd in die Kammer, und die Lade brummte und dröhnte, daß man schon von weitem auf der Dorfstraße des Meisters regen Fleiß an der Melodie erkannte, die sein Webstuhl sang.

Selten kam mal jemand zu Besuch. Bei Zittelgust gab's wenig zu holen, das wußten die Nachbarn. Während Witwer sich sonst oftmals nicht retten können vor dem Ansturm der ledigen Weiber, die ihnen aus Christenliebe helfen und raten wollen in ihrer Einsamkeit, blieb Zittelgust ziemlich verschont von solcher Zudringlichkeit. Er war eben ein armer, dürftiger Schlucker, und keine mannbare Jungfer, keine einsame Witib riß sich darum, Nachfolgerin zu werden der verstorbenen Frau Zittel.

Nur eine Person kam häufiger ins Haus, das war die Rötschken. Sie war eine Handelsfrau. Ihr

Mann besaß draußen im Walde ein Häuschen mit etwas Feld dazu. Die Rötschken hatte kein leichtes Leben. Ihr Mann war ein Bruder Liederlich und Trinker. Sie mußte ihn mitsamt den beiden Kindern erhalten. Wenn sie nicht auf dem Felde arbeitete, dann fuhr sie im Lande umher und handelte mit Schürzenzeug, Haderstoff, Bändern und Leinwandresten, die sie billig aufkaufte und mit Profit loszuwerden suchte. Viel kam dabei nicht heraus; denn was sie etwa auf den Preis schlug, das mußte sie wieder für Eisenbahnfahrt und Schlafquartier an den fremden Orten ausgeben. So kam sie trotz aller Betriebsamkeit auf keinen grünen Zweig, aber sie erhielt sich und die Ihrigen doch wenigstens am Leben.

Mit Zittelgust war die Rötschken von Jugend auf gut bekannt. Sie stammten von einem Jahrgang, hatten in einer Klasse zusammengesessen, waren an einem Ostern konfirmiert worden.

Der Grund, weshalb die Handelsfrau so oft bei ihrem Freunde Zittel einkehrte, war ein praktischer: sie brauchte einen Platz zum Aufstapeln ihrer Ware. Statt die Ballen, Säcke und Stücke bis ans Ende des Dorfes, wo sie wohnte, hinauszuschleppen, ließ sie sie lieber hier in der Nähe des Bahnhofs. Bei Zittelgust war die Ware gut aufgehoben; der Weber nahm auch kein Lagergeld, im Gegenteil, wenn die Handelsfrau müde und hungrig von der Reise zu-

rückkehrte, durfte sie sich in dieser Herberge ausruhen und wärmen, solange sie wollte, und wenn es der Zufall oder die gute Nase der Rötschken wollte, daß sie in eine Mahlzeit fiel, dann bekam sie reichlichen Anteil von dem, was gerade auf dem Tische stand.

Dafür erzählte sie dann dem Weber, der nie aus seinen vier Pfählen herausgekommen war, wie es draußen in der Welt zugehe, wie schlecht die Menschen seien, welche Schwierigkeiten man habe, sein Geld von den Kunden hereinzubekommen, und welche Listen man anwenden müsse, um ehrlich durchzukommen. Auch die Sehenswürdigkeiten in den Städten wußte sie mit beredtem Munde zu schildern, gelegentlich auch flocht sie mal die Schilderung eines schrecklichen Unglücksfalles ein. Zittelgust hörte ihr mit offenem Munde zu; ihre Besuche bedeuteten ihm willkommene Zerstreuung. Die Rötschken mit ihren Erzählungen ersparte ihm das Halten einer Zeitung.

Lina Rötschke war ein derbes, rotwangiges, kerngesundes Frauenzimmer. Unverdrossen und skrupellos schritt sie durchs Leben. Jede Gelegenheit verstand sie auszunutzen, alles, auch das Geringste zu Rate zu ziehen. Wo hätte sie sonst bleiben sollen mit einem verschuldeten Grundstück, einem Mann, der trank, und Kindern, die noch nicht aus der Schule waren! — Sie hatte neben ihrem Hausier-

handel noch einige kleine Nebenbeschäftigungen, die gelegentlich was abwarfen, so das Vermieten von Mägden an Bauern oder von Kindermädchen und Ammen in die Stadt. Auch mit Heiratsvermitteln gab sie sich ab, wenn es gerade in den Gang der Geschäfte paßte. Kurz, die Rötschken war eine vielbeschäftigte, vielerfahrene Person, die nicht leicht etwas verblüffte oder ratlos fand.

Anna liebte die Freundin des Vaters nicht. Jedes Butterbrot, jede Tasse Kaffee, welche die Handelsfrau bei ihnen verzehrte, war in Annas Augen unverantwortliche Verschwendung. Daß der Vater so viel Gefallen fand an der Unterhaltung mit der Person, paßte ihr ganz und gar nicht. Anna war eifersüchtig, fühlte sich beeinträchtigt in dem, was sie für ihr alleiniges Recht ansah. Instinktiv witterte das Kind in dieser Frau eine Rivalin und lehnte sich gegen den fremden Einfluß, von dem sie ihr Machtgebiet bedroht sah, auf. Daß die Rötschken allerhand Versuche machte, ihre Freundschaft zu gewinnen, änderte nichts an Annas ablehnendem Verhalten. Das Kind ließ sich so leicht nicht kirren.

In der letzten Zeit klagte die Rötschken oft, wenn sie bei ihrem Freunde Zittelgust einkehrte, über schlechten Geschäftsgang. Auch daheim hatte sie viel Sorge und Not. Der Mann trieb es schlimmer denn je, in der Betrunkenheit schlug er alles kurz und

klein. Ihre beiden Kinder, die nun aus der Schule waren, hatte sie in die Stadt getan, den Jungen als Lehrling, die Tochter als Dienstmädchen. Das bedeutete eine Erleichterung, aber auf der anderen Seite fehlten ihr diese Hände in der Hauswirtschaft und auf dem Felde. Alles blieb da liegen; denn der Trunkenbold von Mann saß in der Schenke und wollte keine Arbeit anrühren.

Eines Tages nun kam die Rötschken in ungewöhnlicher Erregung zu Zittelgust herein. Sie war auf dem Wege zum Standesbeamten und Pastor. Ihr Mann war die Nacht im Säuferdelirium gestorben. Die Trauer der Jungverwitweten war zwar anscheinend nicht groß; immerhin brachte sie anstandshalber ein paar Tränen hervor, wohlbedacht, ihren Vorrat nicht vorzeitig zu erschöpfen. Denn sie brauchte deren noch im Pfarrhause und verschiedenen Freunden und Bekannten gegenüber.

Zum Begräbnis ging Zittelgust selbstverständlich mit. Anna hatte ihm den langschößigen Kirchenrock und den abgeschabten Zylinder ausbürsten müssen. Das Mädchen stand am Fenster, als der Zug vorbeikam. Ihrem Blicke entging nichts. Sie sah die Rötschken hinter dem Sarge schreiten, schwarz angetan, das weiße Taschentuch vor den Augen — wie es sich für die Witwe schickt — der Vater schritt unter den Nachbarn.

Dem Kinde war nicht wohl zu Mute. Ohne daß sie recht den Grund dafür gewußt hätte, sagte ihr eine dunkle Ahnung, daß für sie nunmehr böse Zeiten kommen würden.

Der Vater kam spät heim. Er war in einem Zustande, den sich Anna zunächst gar nicht erklären konnte. Er sang und erzählte allerhand verworrenes Zeug. Bis das Mädchen, als sie ihm den Kirchenrock abnahm, am Geruche merkte, daß er Schnaps getrunken habe. Sie hatten den Hingang des Säufers in der Schenke gebührend gefeiert.

Fortan kam die Rötschken öfters noch als vordem; war sie doch nun verwitwet und in ihrem Tun und Lassen unbehindert.

Nicht bloß um sich ein wenig auszuruhen, ihre Sachen abzulegen und eine Stärkung zu sich zu nehmen, sah man die Handelsfrau jetzt bei ihrem Freunde aus und ein gehen, auch außer der Zeit kam sie, blieb stundenlang; und manchmal sahen neugierige Augen sogar des Abends spät die Witwe das Haus des Witwers verlassen. Man fing an, über die beiden zu sprechen.

Der Weber Zittel begann seine Angewohnheiten völlig zu ändern. Er kaufte sich einen neuen Anzug. Beim Weben trällerte er allerhand lustige Melodieen vor sich hin. Des Abends ging er jetzt häufig aus, und Anna konnte nicht von ihm erfahren, wo er

ſich dann hinbegäbe. Aber in ihrem klugen Kopfe brachte ſie ſeine Ausgänge zuſammen mit jener Frau, die ſie niemals hatte leiden können.

Ein Gefühl großer Bitterkeit bemächtigte ſich der Kindesſeele. Die Kleine fühlte ſich verdrängt, entthront. Den Vater zu pflegen, ſtets um ihn zu ſein, ihn zu leiten und für ihn zu ſorgen, war ihr gutes Recht und ganzes Glück geweſen. Nun wollte ihn ihr eine andere abſpenſtig machen!

Anna machte kein Hehl aus dem, was ſie empfand. Sie behandelte den Vater barſch und unfreundlich, ſeit er ſich mit der Rötſchken ſo tief eingelaſſen. Zittelguſt hatte dem Kinde gegenüber kein gutes Gewiſſen. Wenn er des Nachts ſpät zurückkam, ſtahl er ſich ins Bett wie ein Sünder, um Annas Fragen, wo er geweſen, zu entgehen.

Neun Monate etwa waren verfloſſen, ſeit die Rötſchken ihren trunkenboldigen Mann beerdigt hatte, da kam ſie eines Sonntags frühzeitig, um Zittelguſt zum Kirchgang abzuholen. Sie war beſonders feierlich angetan in einem lila Kleid, mit einem prächtigen Hut, von dem herab künſtliche Blumen nickten, während man Lina Rötſchke bisher nur in einfachſter Gewandung mit einem Kopftuch in der Kirchfahrt erblickt hatte.

Sie trug ein längliches Paket unter dem Arm, das ſie mit feierlicher Miene auf den Tiſch nieder-

legte. Dann rief sie die kleine Anna herbei, die verdutzt in der Ecke gestanden hatte, die ungewohnte Pracht dieses Aufzuges anstaunend.

„Na, kumm ack, Madel! Bis ack nich tumm. Hier ha'ch der och was mitgebracht!" hieß es. Da Anna nicht dazu zu bewegen war, entfernte die Rötschken selbst die Hülle von dem Paket. Ein Stück bunten Kleidstoffs kam zum Vorschein. „Das is für dich, Madel, zu an Kleede. Sieh' der 's ack an! Da wirst de schiene drin giehn, zur Huxt!" Dabei stieß sie Zittelgust, der verlegen kichernd dabei stand, mit dem Ellbogen an. „Nu ja doch! Se muß doch och mit zur Kirche, wenn der Vater sich a Weib nimmt! Heute is 's erste Aufgebot von der Kanzel, daß de 's nur weeßt!"

Anna sagte kein Wort des Dankes. Steif wie ein Stock stand sie vor dem Kleid, das sie geschenkt bekam.

Dann ging der Vater mit der Rötschken zur Kirche. Sie wollten sich doch der Gemeinde zeigen als Brautpaar und das Aufgebot persönlich mit anhören. Mittags kamen sie nach Haus und nahmen das Essen ein, das Anna gekocht hatte. Dabei gab es allerhand Scherze, verstohlenes Händedrücken, Anstoßen und Streicheln zwischen den Liebesleuten.

Anna saß mit weit aufgerissenen, erstaunten Augen dabei. Die beiden ließen sich durch die Anwesenheit des Kindes nicht in ihren Zärtlichkeiten stören. Nach-

mittags unternahmen sie einen Ausflug. Anna wurde zu Haus gelassen; es hieß, sie vertrage das weite Gehen nicht.

Es wurde über diese beiden viel im Dorfe hin und her gesprochen. Zwar war es durchaus nichts Ungewöhnliches, daß ein ehrbarer Witwer eine ehrbare Witfrau zum Weibe nahm — was man einmal mit heiler Haut durchgemacht hatte, konnte man schließlich auch ein zweites Mal riskieren. — Trotzdem forderte diese Verbindung das Kopfschütteln der Leute heraus.

Lina Rötschke war bekannt als eine praktische Frau, die das Gras wachsen hörte. Mit ihrem ersten Manne war sie hereingefallen, und nun, wo sie den glücklich los war, nahm sie sich, kaum daß das Trauerjahr um war, einen neuen. Und was für einen!

Was versprach sie sich eigentlich von dem Weber? Dieser hiefrige, lendenlahme, dürftige Stubenhocker! Eine Frau wie sie nahm es doch bequem mit einem halben Dutzend von seiner Sorte auf. Und dazu als Anhang das kränkelnde Kind von der ersten Frau. Ordentlich zugreifen würde Anna kaum jemals lernen, und dabei wollte sie doch auch gefüttert sein.

So sprachen die Nachbarn weise hin und her. Da sah man's wieder mal, wie die Verliebtheit selbst die gescheitesten Weiber rappelköpfisch machte! —

Die Leute hatten gut reden. Die Rötschken wußte ganz genau, was sie tat. Verliebtheit war kaum im Spiele; die lag nicht in ihrer Natur.

Lina Rötschke rechnete so: ihr erster Mann hatte ihr und den Kindern ein Grundstück hinterlassen, das hoch verschuldet war. Der Sohn, der sich an das Stadtleben gewöhnt hatte, bedankte sich dafür, ins Dorf zurückzukehren und dort unter schwierigen Verhältnissen zu wirtschaften; ähnlich hatte sich die Tochter geäußert.

Aber jemand mußte doch sein, der nach Haus, Stall und Feld sah, während die Besitzerin verreist war. Denn die Rötschken gedachte ihren Handel keineswegs aufzugeben; im Gegenteil, jetzt wollte sie das Geschäft in größerem Maßstabe betreiben. Sollte man nun für die kleine Wirtschaft eine Magd annehmen, oder gar einen Knecht? — Das kostete schweres Geld, und dann machten einem die Leute nichts recht, verdarben mehr, als sie schafften, und wenn man sie scharf rannahm, kündigten sie einem womöglich den Dienst auf. Alles das paßte der Rötschken nicht. Sie wollte jemanden haben, der ihr widerspruchslos Gehorsam leistete, der niemals aufmuckte und von dem man nicht befürchten mußte, daß er eines Tages davonlaufe.

Diese Person glaubte sie in dem Weber Zittel gefunden zu haben. Daß er ein Schwächling war,

ängſtlich und verſchüchtert, ſah ſie natürlich auch. Aber in ihren Augen bedeutete das keinen Fehler. Ihr erſter Mann war in ſeinen guten Tagen ein Rieſe geweſen an Kraft; gar manchmal hatte ſie darunter zu leiden gehabt. Da lobte ſie ſich den ſanften Guſt, der würde ihr aus der Hand freſſen. Daß er ein Kind mitbrachte in die Ehe, war zwar nicht angenehm; aber ſchließlich hatte jeder Menſch ſeine Fehler. Anna war kränklich und würde vielleicht jung ſterben; und wenn ſie am Leben blieb, konnte man ſie beſchäftigen mit Weben oder in der leichten Feldarbeit. Einen halben Dienſtboten erſetzte einem das Mädel doch, wenn man ſie richtig herannahm.

Alles das überſchlug die kluge Frau im Geiſte, ſtellte Ziffer gegen Ziffer, Poſten gegen Poſten. Und das Reſultat der Berechnung war, daß ein Plus herauskam für die Verbindung mit Zittelguſt.

Nachdem ſie ſich ihm einmal anverlobt hatte, nahm ſie auch ſofort alles energiſch in die Hand. Die Wohnung, welche der Weber ſeit vielen Jahren innegehabt hatte, wurde gekündigt; in Zukunft ſollte er ja bei ihr wohnen.

Zittelguſt fügte ſich murrlos in alles. Er war trotz ſeiner Jahre verliebt bis über die Ohren in die Braut. Ihm hing der Himmel voller Geigen. Nun werde er erſt anfangen zu leben, glaubte er.

Die Warnungen der Nachbarn wurden von ihm verlacht als müßiges Geschwätz oder boshafte Mißgunst. Und auch die trübe Miene seines Töchterchens beachtete er nicht weiter. Anna verstand wohl nichts davon, sah nicht, daß auch für sie dieser Wechsel ein großes Glück bedeute.

Leichten Herzens nahm er Abschied von allem, was bisher sein Glück ausgemacht, von den vier Wänden, in denen er mit der verstorbenen Gattin Leid und Freud durchlebt hatte.

Anders faßte die kleine Anna die Veränderung auf. Sie hing voll Liebe an dem Raume, der niederen Weberstube, in der sie ihr junges Leben zugebracht, an der ganzen vertrauten Umgebung, dem Stückchen Dorfstraße, das man vor den Fenstern hatte, an allem ringsum. Ihr war zu Mute, als müsse sie eine Reise antreten in ein fernes, unbekanntes Land, weil sie diesen Teil des Dorfes verlassen und eine Viertelstunde weiter ziehen sollte.

An alles das aber, was die Rötschken erzählte von ihrem Hause, dem Grasgarten dabei mit den Obstbäumen, den Ziegen im Stalle, den Hühnern und Gänsen, die sie besitze, glaubte Anna einfach nicht. Und als sie es nach einem Besuche in dem neuen Heim doch schließlich mit eigenen Augen sah und nicht mehr wegleugnen konnte, verachtete sie es im Herzen. Ihre Holzstube war doch viel schöner

gewesen, als alles, was die fremde Frau besaß. Das Kind war nun mal entschlossen, diese Person zu hassen, von der sie wußte, daß sie ihr und des Vaters Unglück bedeute.

Anna blieb still und verschlossen, klagte nicht, lebte alles das stumm in sich hinein. Was wollte sie tun? Sie war ja ganz in der Hand der Erwachsenen. Keinen Freund besaß sie, niemanden, dem sie ihr Leid hätte klagen dürfen.

Ihre Erholung war die Schule. Dort galt sie etwas, dort konnte sie zeigen, daß auch sie etwas sei. Während die anderen Mädchen ihres Alters bereits von Liebschaften tuschelten, sah sie dem Augenblicke, wo die Schulzeit zu Ende sein würde, mit Bangen entgegen. Denn was sollte dann aus ihr werden? —

Die Hochzeit hatte stattgefunden. Die Rötschken hieß nun Frau Zittel, und ihr Mann war mit der kleinen Anna zu ihr gezogen.

Das Haus lag als letztes des Dorfes oben am Waldrande. Den Kirchturm und die Fabrikesse sah man ganz aus der Ferne. Es war wirklich, als sei man in eine andere Welt versetzt. Hier gab es keine Dorfstraße, nur ein schmaler Feldweg verband das Häuschen mit der übrigen Welt. Zum Schulweg brauchte Anna jetzt eine halbe Stunde Zeit, während sie früher nur über die Straße gesprungen war.

Und gar verändert war das Leben, das sie hier oben führten. Wenn der Tag kaum graute, mußte aufgestanden werden. Die Hausfrau trieb ihre Leute zeitig aus den Federn und stellte sie zur Arbeit an.

Jede Minute war da ausgefüllt. Die Ziegen wollten gefüttert sein, die Eier mußte man zusammensuchen aus den Verstecken, wohin die eigensinnigen Tiere sie gelegt hatten. Und war man in Haus und Hof fertig, dann ging's hinaus aufs Feld. Zittelgust, der niemals Hacke und Spaten in der Hand gehabt hatte, sollte bei seinen Jahren noch lernen, Feldarbeit verrichten. Er stellte sich dabei jedoch so hoffnungslos ungeschickt an, daß es die Frau bald aufgab, ihn vor die Egge zu spannen, ihn das Gras mähen oder das Getreide dreschen zu lassen. Nicht mal einen Schubkarren mit dem Jauchenzuber konnte er hinausfahren, ohne umzuwerfen. Schließlich richtete er nur Schaden an. Da war er noch besser hinter dem Webstuhle untergebracht.

Um so mehr wurde die kleine Anna von der Stiefmutter nützlich gemacht. Zu Arbeiten wie Unkrautjäten, Gießen, Rechen, Heuwenden, Pflanzen, Kartoffelhacken und dergleichen war sie ganz gut zu verwenden. Auch das Besorgen des Kleinviehs hatte sie sehr bald erlernt. Im stillen wunderte sich Frau Zittel, wie geschickt und gelehrig das Kind

ſei. Nur aus dem Schlaf war ſie ſo ſehr ſchwer zu wecken. Ordentlich angefaßt wollte ſie ſein, um ſie früh wach zu bekommen. Nun, daran ließ es die Stiefmutter nicht fehlen. Eine Dienſtmagd konnte nicht ſchärfer zur Arbeit angehalten werden, als das ſchwache Kind.

Zittelguſt ſaß alſo auch im neuen Heim tagein tagaus am Webſtuhl. Er war ſehr fleißig. Hinter ihm ſtand ſeine Frau, die es nicht an aufmunternden Bemerkungen fehlen ließ, wie: wer eſſen wolle, müſſe auch arbeiten, und ſie habe keine Luſt, einen faulen Mann auf ihrem Buckel durchzuſchleppen.

Das Feld lag dicht am Hauſe. Selbſt wenn ſie draußen war, konnte die Gattin daher feſtſtellen, ob der Mann daheim auch ſchön fleißig ſei. Wenn dort der Webſtuhl mal ausſetzte, dann kam ſie herbeigeeilt und fragte durchs Fenſter: warum er nicht wirke.

Zittelguſt fand, daß zwiſchen ſeiner ehemaligen Freundin, der Rötſchken, und ſeiner jetzigen Frau ein gewaltiger Unterſchied beſtehe. Manchmal beſchlich ihn ein Ahnen, daß er, als er den Witwerſtand aufgegeben, die größte Dummheit ſeines Lebens begangen habe. Aber er hütete ſich wohl, die Gattin von ſolchen Anwandlungen etwas merken zu laſſen. Schlecht genug würde ihm das bekommen ſein.

Die beſten Zeiten für ihn waren die, wenn ſeine

Frau verreiſte. Dann kochte Anna für ihn, und er webte; das erinnerte beide an die ſchönen Zeiten, wo ſie allein mit einander gehauſt hatten. Aber ſelbſt aus der Ferne übte die Geſtrenge ein unſichtbares Regiment aus über die beiden Menſchenkinder. Zittelguſt ſowohl wie Anna wußten, daß ſie, zurückgekehrt, mit ſcharfem Auge feſtſtellen würde, was in ihrer Abweſenheit im Hauſe vor ſich gegangen ſei; ob Anna die Tiere gut verſorgt und die aufgetragene Arbeit in Garten und Feld richtig ausgeführt habe. Wehe den beiden, wenn ſie nach Anſicht der Hausfrau müßig geweſen waren. Dann gab es harte Worte. Und es blieb nicht immer beim Schelten allein. Frau Zittel hatte ein recht leichtes Handgelenk, das ſie nicht gern aus der Übung kommen ließ.

Der Herbſt kam heran. Die Äpfel und Birnen im Garten reiften. Aber Zittelguſt und Anna, die vordem viel davon zu hören bekommen hatten, wie wohlſchmeckend ſolcher Fruchtſegen ſei, fanden ſich betrogen in ihrer Hoffnung, hiervon etwas zu genießen. Das Obſt wanderte zum Händler. Auch die Gänſe und Hühner, die man mit ſo viel Mühe aufgezogen hatte, wurden zu Geld gemacht, ſtatt daß man ſie, wie Zittelguſt allzukühn geträumt, in der eigenen Pfanne geſehen hätte.

Mit dem Herbſt kam die kühlere Witterung, die

kurzen Tage und langen Nächte. Ganz anders pfiff der Sturmwind hier oben um den Giebel, als unten im warmen Dorf, wo ein Haus das andere schützte. Anna lag manchmal des Nachts wach in ihrer Kammer und hörte mit Grauen, wie der Wind hohl tönend über das freie Feld gestrichen kam, und wie es im nahen Walde brauste, knackte, heulte und ächzte. Furchtbare Geräusche waren das für das Weberkind, das nur das gemütliche Klappern und Brummen des Webstuhls gewöhnt war. Die freie Natur flößte ihr Bangen ein. Der Wald, in den sie nie den Fuß gesetzt hatte, stellte sich ihrer Phantasie dar als der düstere Sitz einer Horde böser Geister, die es auf sie abgesehen hatten.

Noch Schlimmeres brachte der Winter. Hohe Schneemauern umgaben das kleine Haus, daß man kaum aus den niederen Fenstern blicken konnte. Da mußte die kleine Anna Besen und Schaufel zur Hand nehmen, um Weg und Steg frei zu machen.

Und dabei war sie so furchtbar müde, alle Glieder taten ihr weh. Am liebsten wäre sie früh gar nicht mehr aufgewacht. Es kam vor, daß Anna in der Schule einschlief vor Ermattung. Schon lange gehörte sie nicht mehr zu den besten Schülerinnen. Sie, die Strebsame, Wißbegierige, war laß geworden, träge und gleichgültig. Selbst der Konfirmationsunterricht, der nunmehr begonnen hatte, und

die Aussicht, zu Ostern aus der Schule zu kommen, änderten daran nichts. Für sie gab's ja keine Hoffnung auf Besserung; ihr Leben würde nach wie vor elend und qualvoll bleiben. Viel besser wäre es gewesen, wenn der Tod sie mitgenommen hätte, als er damals die Mutter und die älteren Geschwister holte.

Wenn sie auf dem Wege zur Schule an dem Hause vorbeischlich, in dem sie vordem gewohnt hatte, dann kam ihr alles, was gewesen war, wie ein Traum vor. Kaum daß sie begreifen konnte, daß sie und die Anna von damals ein und dieselbe Person seien. Wie hatte sich in dem kleinen, einfachen Hause, das ihrer Erinnerung dennoch wie ein Paradies erschien, alles verändert! Hier wohnten jetzt Leute, die aus der Fremde zugezogen waren. Eine Familie mit einem Haufen halberwachsener Kinder, die in die nahe Fabrik auf Arbeit gingen. Laute, wilde Gesellschaft war's. Kein Webstuhl klapperte mehr in der Ecke. Wüst und schmuddelig sahen Wände, Fenster und Gerät aus, wie Anna feststellte, als sie von Neugier getrieben einen Blick in das alte, traute Stübchen warf.

Eines Morgens, als die Stiefmutter sie wie gewöhnlich frühzeitig weckte, vermochte Anna sich nicht vom Lager zu erheben. Es ging nicht, beim besten Willen ging's nicht. Ihr Rücken war wie gebrochen.

Die robuſte Frau hielt das für Verſtellung. Sie wollte Anna mit Gewalt antreiben, riß ſie aus dem Bett empor. Aber das hatte nur zum Erfolg, daß ſich das Kind mühſam bis zur Tür ſchleppte und dort ohnmächtig zuſammenbrach. Nun mußte Frau Zittel doch einſehen, daß es ſich hier nicht bloß um Verſtellung handle.

Anna konnte von da ab den weiten Schulweg nicht mehr zu Fuß zurücklegen. Man kam auf folgendes Auskunftsmittel: die Kinder der nächſten Nachbarn ſpannten ſich vor einen Handwagen. Dahinein wurde Anna geſetzt. Leicht war ſie ja! So ging es im Galopp, mit menſchlichen Pferden, erſt den ſchmalen Feldweg hinab und dann auf der Dorfſtraße fort zur Schule. Mit gelblichem Geſicht, verlegen lächelnd, ſaß Anna in dem kleinen Fahrzeuge. Sie ſchämte ſich, daß ihr Zuſtand auf dieſe Weiſe vor aller Welt offenbar werde.

Aber nach einiger Zeit ging das auch nicht mehr. Anna war zu ſchwach, das Bett zu verlaſſen. Lange wurde darüber hin und her beraten, ob man den Doktor holen ſolle. Wenn's nach Zittelguſt allein gegangen wäre, hätte man ihn gerufen; der Vater wollte die kleine Anna nicht gern hergeben. Aber er hatte ja nichts zu beſtimmen; die Hausfrau regierte, und die war der Anſicht, daß der Arzt zu koſtſpielig ſei. Es wurde verſucht, Anna mit aller-

hand Kräutern, Einreibungen und Mixturen wieder auf die Beine zu bringen.

Frau Zittel war durchaus keine böse Frau; im Grunde ihres Herzens lebte eine gewisse Gutmütigkeit. Sie war gesund und kräftig von Natur, und wie es bei solchen Menschen manchmal der Fall ist, war sie grausam aus reiner Naivetät. Die Krankheit der anderen kam ihr wie Unrecht, zum mindesten wie Dummheit vor.

Die Kraft hat eben keine Geduld mit der Schwäche. Munter und leichten Sinnes schreitet der Starke über den Schwächling hinweg und empfindet dessen Gebrechen womöglich noch als Beleidigung. Frau Zittel klagte oft ganz ernsthaft, daß sie schön hereingefallen sei bei ihrer zweiten Heirat. Ein Mann, der zu nichts tauge als zum Weben, und dazu ein sieches Kind, das statt Arbeit zu verrichten, welche verursache. Ihr war wirklich ein schweres Kreuz auferlegt vom lieben Gott! —

Schließlich mußte sie sich doch entschließen, den Doktor kommen zu lassen. Es geschah mehr, um das Gerede der Leute zum Schweigen zu bringen, als um Annas willen. Das Dorf sollte kein Recht haben, sie eine böse Stiefmutter zu nennen.

Der Arzt bezeichnete Annas Leiden als ein schweres. Er gab keine Hoffnung, daß das Kind jemals wieder hergestellt werden könne.

Von dem Augenblicke ab, wo feststand, daß es mit der Stieftochter zu Ende gehe, war Frau Zittel die Gutherzigkeit in Person gegen die Kranke. Während man die Lebende hatte verkommen lassen, mußte der Sterbenden jeder Wunsch erfüllt werden, und wäre er noch so unvernünftig gewesen.

Die kleine Anna, deren Bedürfnisse früher die bescheidensten gewesen waren, äußerte mit einem Male Gelüste nach allerhand Leckerbissen. Beim Landvolke sind solche Wünsche eines vom Tode gezeichneten Menschenkindes geheiligt. Die Stiefmutter scheute keinen Weg, keine Kosten, zu schaffen, was Anna heischte.

Für einige Wochen tyrannisierte die Sterbende so das ganze Haus. Ihr Bett war hinuntergeschafft worden in die große Stube, damit sie warm liegen solle. Der Vater mußte nach ihrem Kommando springen, ihr dies und jenes herbeiholen, an ihrem Bette sitzen und ihr vorlesen. Es war, als sei die gute Zeit zurückgekehrt, wo die beiden allein gewesen waren und Anna unumschränkt über ihn geherrscht hatte.

Einmal kam auch der Pastor und betete mit ihr. Von da ab wurde sie stiller, teilnahmloser scheinbar. Es war ihr nun wohl zum Bewußtsein gekommen, daß der liebe Gott ihren Wunsch erfüllen wolle, sie zu sich zu nehmen.

Eines Nachts wurde das Ehepaar Zittel durch anhaltendes Klopfen von der großen Stube her geweckt. Das war das verabredete Zeichen, durch welches die Kranke sich meldete. Die Frau eilte aus der Schlafkammer hinunter. Aber Anna wehrte sie mit ungeduldiger Gebärde ab. Sie wollte den Vater haben.

Mit kundigem Blicke sah die Stiefmutter, daß es hier zu Ende gehe. Das waren die starr in weite Ferne gerichteten Augen, das verlängerte Gesicht, die unruhig arbeitenden Hände, welche die haben, die sich zur letzten Reise anschicken.

Sie eilte in die Kammer zurück und zerrte ihren Mann, der sich eines festen Schlummers erfreute, am Arme. „Gust, wach uff! 's Madel will sterben."

Zittelgust dehnte und reckte sich. Gähnend fragte er, warum man ihn mitten in der Nacht wecke. Als er endlich begriffen hatte, um was es sich handle, fuhr er hastig in die Hosen und eilte hinab.

Der ungewohnt vergeistigte Ausdruck im Angesicht seines Kindes machte ihm alles klar. Er ließ sich an Annas Lager nieder und fing an zu weinen. Eine Ahnung überkam ihn, daß das Beste, was er auf der Welt besitze, nunmehr unwiederbringlich von ihm genommen werden sollte. Er dachte an seine erste Frau und die beiden Kinder, die er schon verloren. Gerade so hatten die auch drein geschaut in ihrem letzten Kampfe.

Doch weinte er eigentlich mehr über sein eigenes trauriges Geschick als über Anna. Daran, die Sterbende aufzurichten und zu trösten, dachte er nicht. Das Kind war selbst in seiner Schwäche noch mutiger und klüger als er. „Weent ack nich, Vater!“ sagte sie. „Wenn 'ch nuff kumma und 'ch sah de Mutter, hernachen wer 'ch 'r alles derzahlen.“ —

Nach einer Weile fragte sie mit hoher, pfeifender, kaum noch verständlicher Stimme, ob eine Leinewand auf dem Stuhle sei. Zittelgust bejahte; er hatte vor kurzem erst aufgebäumt. Anna bat ihn durch Zeichen — sprechen konnte sie schon nicht mehr — daß er sich an den Webstuhl setzen möge. Er tat es und fing an zu wirken.

Der Stuhl ließ seine bekannte Melodie erklingen. Da ratzte das Trittschemelgeschlinge, der Schützen sauste geschäftig hin und her und schlug schütternd in die Kammer, die Lade brummte und dröhnte.

Das Weberkind lauschte den vertrauten Tönen wie einer herrlichen Melodie. Ein beseligtes Lächeln huschte leicht über das schneeweiße Gesicht. Allmählich wich alle Spannung aus den Zügen. Das Köpfchen lag nach der Ecke gewandt, wo der Vater saß und webte.

Vom Rhythmus des alten Webstuhls wie von Engelsflügeln emporgehoben, so entfloh die junge Seele aus ihrem ärmlichen Gefängnis.

Rudolf Greinz:

Simerls guter Tag.

Rudolf Heinrich Greinz ist ein Tiroler Kind. Er wurde am 16. August 1866 zu Pradl bei Innsbruck geboren, besuchte hier das Gymnasium und schließlich auch die Universität, um Germanistik zu studieren. 1887 nötigte ihn eine schwere Krankheit, das milde Klima Merans aufzusuchen, und hier faßte er auch den Entschluß, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. 1889 ließ er sich in München nieder, wohin er auch jetzt noch, da er seinen Wohnsitz in der Heimatstadt am Inn aufgeschlagen, Jahr für Jahr auf einige Zeit zurückkehrt.

Greinz' erste dichterische Arbeiten waren sehr harmloser Art. Ulkige Studentengeschichten und Lieder wechselten mit allerlei lyrischer Kleinware ohne weitere Bedeutung. Eine solche erlangte Greinz' Schaffen erst, als er sich mit dem Tiroler Volksleben vertraut machte. Den Weg zu demselben fand er, als er mit Josef A. Kapferer die „Tiroler Schnadahüpfl" und „Volkslieder" sammelte und in zwei Bändchen von bleibendem kulturellen Wert herausgab. Auf diesen Forscherzügen gewann er jene eingehende Kenntnis von Land und Leuten, jenen tiefen Blick in das Seelenleben des Gebirgsvolkes, von denen seine nun folgenden Bücher beredtes Zeugnis ablegen. Schon die ersteren, wie z. B. „Tiroler Leut'", „Aus'm Landl", enthalten Stücke, die zu den besten unserer reichen Dorfgeschichtenliteratur zählen; sie wurden aber noch übertroffen durch den Band „Über Berg und Tal" und das neueste Geschichtenbuch

„Das goldene Kegelspiel". Eine Fülle prachtvoller Menschenoriginale wird uns in diesen Geschichten vorgeführt, die wir schon um des herzlichen Humors, mit dem sie geschildert sind, liebgewinnen. Denn Greinz ist vor allem Humorist, aber keiner, der auf billige Lacheffekte hinarbeitet, sondern einer, dem das Lachen der natürliche Ausdruck seiner heitern, gemütsvollen Art, die Welt zu betrachten, ist. Von dieser heiteren Art sind auch seine dramatischen Arbeiten, mit denen er sich als erster aller Tiroler Dichter die Bretter erobert hat. Aufsehen erregte sein „Krippenspiel von der Geburt des glorreichen Heilands". Stoffverwandt ist auch die prächtige „Bauernbibel".

Eine Charakteristik von Greinz' Schaffen wäre jedoch unvollständig, wollte man nicht auch seiner tiefsinnigen Märchen und seiner Schriften gedenken, in denen er seiner religiösen und politischen Überzeugung Ausdruck verleiht. Unerschrocken und mit Begeisterung, manchmal auch mit der Waffe stachlicher Satire zieht er gegen die Schäden unserer Zeit zu Felde. Doch über dem Rufer im Streite der Meinungen steht uns der Dichter Greinz, der das alltägliche Leben so treu und heiter zu schildern und selbst über das Leben der Ärmsten den Schimmer mitleidiger Verklärung zu werfen weiß, wie es der in Novelle: „Simerls guter Tag" geschieht.

Karl Bienenstein.

Simerls guter Tag.

Der Simerl, der alte Haderlump im Armenhaus, war von der Gemeindekaſſe ſchon längſt auf das Konto der läſtigſten und überflüſſigſten Ausgaben geſetzt worden. Wenn der Gemeindeſchreiber endlich einen dicken Strich über das dem Simerl gewidmete Blatt hätte ziehen können, dann wäre wenigſtens nach dieſer Richtung kein Geld mehr „außig'worf'n" geweſen.

Das ſah jeder im ganzen Dorf ein, vom Vorſteher bis zum Armenvater und vom Kirchpropſt bis zum Nachtwächter. Nur der am meiſten an der Sache Beteiligte, der Simerl ſelbſt, wollte es noch immer nicht einſehen, wie „übrig" er eigentlich auf dieſer Welt war. Sonſt hätte er ſich ſchon längſt empfohlen und der Gemeinde die Unterhaltungskoſten für ſeinen ſterblichen Leichnam erſpart. Für die Begräbniskoſten wäre man ja ſchließlich noch gern aufgekommen.

Der Simerl hatte es ſeiner Lebtag lang nie zu was Rechtem gebracht. Von allem Anfang an war er unvorſichtig in der Wahl ſeiner Eltern und kam

bei einem armen Häusler auf die Welt, wo er das Dutzend Kinder gerade voll machte. In der Jugend war er bei den einzelnen Bauern als „Goasbua" verwendet, dann ging er bei einem Maurer in die Lehre und trieb sich überall im Land und „auswärts" herum, wo es eben Arbeit gab. Als dann die alten Knochen ihre Schuldigkeit nicht mehr recht tun wollten, kam er in der Fremd' draußen ins Spital. Die ohnedies nicht reiche Gemeinde zuhinterst im Zillertal mußte mehrere Monate den Simerl unter den fremden Leuten „aushalten", als wenn er nicht ebensogut daheim hätte erkranken können! Aber ein eigensinniger Schädel war der Simerl schon immer gewesen.

Endlich wurde er in seine Heimat abgeliefert, und da blieb nichts übrig, als ihn ins Armenhaus zu stecken und dort zu füttern, obwohl es nach dem Ausspruch maßgebender Persönlichkeiten um jeden Bissen für einen solchen unnützen Menschen ewig schad' war! Früher hatte er auch nicht heimgefunden! Jetzt wäre man gut genug, weil er schon die ganze Welt „ausgetorkelt"[1]) sei.

Der Simerl griff im Anfang noch da und dort zu. Es war aber nichts Rechtes mehr. Und zuletzt stand er bei jeder Arbeit mehr im Weg, als er nützte.

[1]) durchschlendert.

Er war bereits ein Achtziger. „Wenn der Herrgott an Menschen, der was zu bedeuten hat auf derer Welt, so lang leben laßt" — meinte selbst der hochwürdige Herr Pfarrer — „nachher hat die ganze Welt an Vorteil davon. Aber so a armer Hascher, der si selber und den Leuten nur im Weg is, wär' wohl auch im Himmel droben besser aufg'hoben!"

Der Simerl mit seinen achtzig und noch einigen Jahren „auf'm Buckel" ließ sich aber trotzdem nicht überzeugen. Im Gegenteil, er hatte noch immer seine Freud' am Leben. Am glückseligsten war er, wenn er wieder etliche Kreuzer „auf an Tabak" oder auf „a Stamperl[1]) Schnaps" zusammengebettelt hatte.

Dann konnte der alte Armenhäusler ganz aufgeräumt werden und meinte gewöhnlich, wenn ihn einer aufzog, daß das Unkraut halt doch nicht verderben könne, sonst wäre er längst schon nimmer da: „Ja, weißt, mit mei'm Leben is 's ganz a eigne Sach'. Wenn du schön stad[2]) bist, nachher will i dir's schon anvertrauen. I hab' nämlich a viereckige Seel' — und dö fahrt durch a rundes Loch so viel schwer aus! Sonst hätt' i sie schon längst ausg'schnauft! Magst mir's glauben oder nit

[1]) Gläschen. [2]) still.

— aber es wird do völlig so sein! Aber verraten darfst mi beileib' nit! Sonst muß i am End' no zum Tischler und mir mei' Seel' rund hobeln lassen!"

Ostern stand vor der Tür. Der Schnee lag noch überall im Tal. Erst von Schlitters am Eingang des Zillertals an und in den Niederungen des Unterinntals begann es langsam aper zu werden[1]). Weiße Ostern waren einem ziemlich milden Winter gefolgt. Kaum hie und da ein leises Anzeichen des herannahenden Frühlings. Nach Sonnenuntergang erhob sich regelmäßig der eisige Firnwind, der über Nacht alles wieder gefrieren ließ, was die Sonne vielleicht tagsüber aufgetaut hatte . . .

Die „herrischen Stadtfrack"[2]) haben manchmal sonderbare Einfälle. So kam auch eines Tags im hintersten Zillertal ein Maler daher, der wohl direkt aus dem Narrenhaus ausgebrochen sein mußte. Einem vernünftigen Menschen konnte es ja doch nicht einfallen, „mitten im Winter" in den Bergen herumzukraxeln.

Die Kreuzwirtin, wo der „Pinselwascher" Herberge nahm, maß den Fremden fast mit etwas mißtrauischen Blicken. Als der Maler zur Erklärung seines etwas seltsamen Besuches anführte, daß er

[1]) aufzutauen. [2]) Stadtleute.

vor allem Ruhe und „Stimmung" brauche, wurde die brave Kreuzwirtin ganz konfus.

„Ja, a Ruah kann i dem Herrn schon verschaffen," meinte sie, „wenn's halt an die Sonntag' a bisserl an Spitakel absetzt, darf's der Herr nit übelnehmen. Aber mit der Stimmung, oder wia dös Ding heißt, wird's schlecht ausschauen. Fleisch gibt's halt iatz nur a schöpsernes. Wenn dös der Herr nit mag, muß i ihm halt a Hendl abstechen."

Der Maler hielt sich die Seiten vor Lachen, da er seine „Stimmung" plötzlich unter die ländliche Speisekarte versetzt sah. Warum mußte er auch in den hintersten, von Fremden wenig aufgesuchten Winkel des Zillertales flüchten! In einer der vorderen Gemeinden wäre er vielleicht eher verstanden worden. Die Kreuzwirtin nahm schier beleidigt Reißaus und stellte eine halbe Stunde später aufs Geratewohl dem Fremden einen appetitlichen Schöpsenbraten mit beigelegten Kartoffeln und eine Halbe „Reatel"[1]) auf den Tisch.

Daß der Eindringling kein gewöhnlicher „Tuifelemaler"[2]) sei, das schlossen die Dorfbewohner namentlich aus zwei Umständen. Einmal malte er gleich am nächsten Tag den alten Hennenstall beim Kreuzwirt ab. Und den konnte er unmöglich auf einem

[1]) Rotwein. [2]) Ländlicher Marterl-(Votivtafel-)Maler.

„Marterl" brauchen. Dann zahlte er dem Feuchtenbauer für eine uralte Truhe, die man schon längst auf den Estrich gestellt hatte, einen blanken Fünfer.

Wenn dieser letztere Umstand schon manchen an dem gesunden Verstand des Fremden zweifeln machte, so war man allgemein davon überzeugt, daß er „a Raderl z' viel oder z' wenig im Oberstüberl" haben müsse, als er sich den Simerl zum Kreuzwirt bestellte, um ihn abzumalen.

Der Armenvater hatte dem Simerl eigens ein Sonntagsgewand geliehen, damit er nicht gar so „zerschlampt"[1]) wäre, wenn er dem fremden Herrn seine Aufwartung mache. Da waren aber der Armenvater und der Simerl gleich schlecht drangekommen. Der Maler schickte den Armenhäusler sofort wieder heim, daß er sich umziehe — und der Simerl mußte trotz des energischen Einspruches der Kreuzwirtin schließlich doch in seinem „G'schlamp" erscheinen.

So wurde er gemalt — nicht ohne daß er sich's von dem „Herrischen" zuvor ausbedungen hätte: auf ein „Marterl" dürfe er nicht hinaufkommen, weil sonst die Leut' „grad' wieder überflüssig z' reden hätten, daß si der Simerl no früher sei Marterl hab' malen lassen, bevor ihn der Teufel g'holt hätt'!"

[1]) zerlumpt.

Als die Sitzung vorbei war, drückte der „Herrische" dem Simerl ein blankes Guldenstück in die Hand. Der Simerl glaubte zuerst seinen Augen nicht trauen zu dürfen und meinte, der Maler wolle ihn nur „für an Narren" haben. Seine kühnsten Hoffnungen hatten sich höchstens zu „an Glaserl Wein" verstiegen. Und jetzt gar ein ganzer Gulden! So viel Geld hatte der Simerl seit Jahr und Tag nicht mehr sein eigen genannt.

Es war ihm völlig unheimlich zu Mute, da er von dem Fremden sich verabschiedete. Als er die Tür schon längst hinter sich geschlossen hatte, bedankte er sich noch die ganze Stiege hinunter bis vor die Haustür hinaus: „Vergelt's Gott z' tausendmal! Vergelt's Gott z' tausendmal in Himmel aufi und no hundert Jahr' nach der Ewigkeit!"

Als der Simerl ins Freie trat, schien ihm der Himmel voller Baßgeigen zu hängen. Am liebsten war es ihm, daß niemand von seinem Schatz wußte. Er umklammerte den Silbergulden im Sack krampfhaft mit der Hand und schmiedete auf dem Heimweg die abenteuerlichsten Pläne.

Er hatte schon genau ausgerechnet, wie viele „Packerln Ordinari" [1]) er für das Geld bekäme, wie viele „Stamperln" Schnaps und wie viele

[1]) Päckchen ordinären Rauchtabaks.

„Viertelen" Wein. Nur war er ſich noch nicht darüber im klaren, in welcher Ware das Kapital eigentlich am beſten angelegt werden ſolle.

Endlich beſchloß er, ſich ganz auf eigne Fauſt einen „guten Tag" zu machen, ſo recht einen Feſttag nach dem jahrelangen Leben im Armenhaus, wo es an den Werktagen nichts gab als Brennſuppe und Erdäpfel und am Sonntag Erdäpfel und Brennſuppe.

Unter Tags war der Simerl ganz verloren. Er rechnete fortwährend an ſeinem „guten Tag". In der Nacht konnte er kein Auge zutun, da er in den kühnſten Phantaſieen befangen war. Die größte Rolle ſpielte ein gebackenes Kälbernes mit Salat. Das hatte der Simerl vor zwanzig Jahren einmal bei einem Firſtenfeſt gegeſſen, als der Dachfirſt eines neugebauten Hauſes vollendet und mit bunten Fähnlein geziert war, und man den Baumeiſter und den Hausherrn hochleben ließ.

So war es Oſterſamstag geworden. Der Simerl hatte einen feſten Plan gefaßt. Seinen guten Tag wollte er gleich heute feiern. Das Geld im Sack ſchrie ordentlich danach. Aber ſeiner Heimatsgemeinde wollte er durchaus nicht die Ehre antun, den Gulden dort zu „verblaſen".[1]) Da hätte er ihn zur

[1]) verbrauchen.

Kreuzwirtin tragen müssen, weil in dem kleinen Dorfe kein andres Wirtshaus war. Der Kreuzwirtin wollte der Simerl die große Einnahme jedoch nicht vergönnen; denn die war als geizig weit und breit verschrieen und hatte ihm nie das geringste umsonst zukommen lassen. Nicht einmal einen „Bierputzer“[1]) hatte sie dem Simerl jemals aufgekreidet.

So beschloß der Simerl, mit seinem Schatz auszuwandern. Aber wohin? Seine Wahl fiel auf Zell am Ziller. In dem dortigen stattlichen Löwenwirtshaus hatte man ihn vor Jahren einmal umsonst über Nacht behalten und ihm sogar noch ein warmes Abendessen dazu geschenkt. Dort sollte also in dankbarer Erinnerung auch der gute Tag gefeiert werden.

Zu Mittag blieb der Simerl noch im Armenhaus; denn es fiel ihm nicht im Schlaf ein, der Gemeinde eine ganze Portion Brennsuppe und „Erdäpfel in der Montur“ zu schenken. Um so besser sollte es ihm dann in Zell schmecken.

Nach dem Mittagessen machte sich der Simerl verstohlen auf den Weg. Es war ein düsterer, kalter Tag draußen. Der ganze Himmel war mit grauen Schneewolken bedeckt. Das verdroß aber den Simerl wenig. Mochte der Himmel seinetwegen

[1]) Bierschnaps.

das verdrießlichſte Geſicht dazu ſchneiden! Ihm ſollte er den heutigen Tag nicht verbittern!

Es war ſpät am Nachmittag geworden und die Dämmerung bereits eingetreten, als der Simerl, der für ſein Alter noch ziemlich rüſtig ausſchritt, beim „Löwen" in Zell anlangte. Die Bauern kamen eben von der Kirche, wo die Auferſtehungsfeier gerade vorüber war.

Der Simerl trat im Vollbewußtſein ſeiner Zahlungsfähigkeit in die Wirtsſtube, die ſich von Minute zu Minute mehr füllte.

„Kellnerin, a Halbe Wein, aber an guaten, nit etwa a G'ſüff!"[1]) klopfte er auf den Tiſch.

„Schau! daß er für di vielleicht nit guat g'nuag is!" gab ihm die Kellnerin, ein ſchneidiges Unterinntaler Diandl, zurück.

„Glaubſt vielleicht, i hab' koa Geld im Sack!" drehte der Simerl auf. „I bin nit auf der Brennſuppen daherg'ſchwommen![2]) I kann's beim Kreuzer zahlen auch, was i mir anſchaff'!" Dabei warf er den Silbergulden auf den Tiſch, daß es nur ſo klingelte, ſchob ihn aber gleich darauf wieder ängſtlich und haſtig in den Sack.

„Ja, was willſt denn nachher für an Wein?" fragte die Kellnerin ganz zutunlich. „Soll i dir vielleicht gar an Spezial bringen?"

[1]) Schlechtes Getränk. [2]) D. h. ich bin wer!

„Natürlich an Spezial!“ entschied der Simerl.

„Heut' gibst du's amal nobel!“ ließ ihn ein Bauer an seinem Tisch an, der den Simerl gut kannte. „Hast am End' gar an Haupttreffer in der Lotterie g'macht?“

„Man kann's nit wissen,“ schmunzelte der Alte ganz verschmitzt und schenkte sich seelenvergnügt von dem Wein ins Glas, den die Kellnerin inzwischen gebracht hatte.

An dem Tisch des Simerl hatte sich bald eine größere Gesellschaft zusammengefunden. Der Bekannte des Armenhäuslers, ein wohlhabender Bauer, der auch eine große Brettersäge besaß, meinte: „Mir scheint, es is nit viel Aussicht vorhanden, daß i mit dir amal a G'schäft mach'!“

„Aha, du meinst, wenn amal a Totentruchen für mi b'stellt werden muß!“ lachte der Simerl. „Du, da mach dir ja koa Hoffnung nit drauf! 's Leben g'freut mi von Tag zu Tag mehr. I glaub' völlig, i bleib' auf der Welt übrig, damit wer da is, der enkre Geldsäck' zählt!“

So gab eine neckische Rede die andre. Es war inzwischen Nacht geworden. Der Simerl hatte bereits eine riesige Portion gebackenes Kälbernes samt einer Schüssel voll Krautsalat bewältigt und schon die zweite Halbe Wein vor sich stehen. Das ungewohnte Getränk begann ihm gewaltig gegen

den Kopf zu steigen. Er wurde „kreuzfidel" und kramte allerhand „Trutzg'sangerln" aus, so daß die ganze Stube ihre Unterhaltung mit dem Alten hatte.

Endlich machte man noch ein „Karterle",[1]) einen ordentlichen „Perlagger",[2]) bei dem der Simerl dem Sagschneider eine ganze Halbe Wein abgewann. Als er auf diese Weise die dritte Halbe in Angriff nahm, begann es ihm vor den Augen schier etwas „damisch" zu werden.

Draußen schneite es, was es nur vom Himmel herunterbrachte. Man hätte glauben können, morgen sei Weihnachten statt Ostersonntag. Dafür war es in der geräumigen Wirtsstube um so gemütlicher. Die Wirtin hatte in dem großen Kachelofen tüchtig „eingekentet"[3]) und setzte sich zu ihren Gästen an den Tisch. Die meisten Bauern waren schon heimgegangen. Nur die „Karter" saßen mit dem Simerl noch wie angenagelt zusammen.

Der Simerl gewann einem andern Bauern noch eine weitere Halbe Wein ab. Wein habe er aber jetzt genug, meinte er. Es wäre ihm lieber, wenn sein Gewinn in Schnaps umgewechselt würde. „Aber a guater muß 's sein! Mindestens a Kranewitter!"

Auf diese Weise war es schon fast Mitternacht geworden. Die Perlaggerpartie war auch zu Ende.

[1]) Kartenspiel. [2]) Tiroler Kartenspiel. [3]) eingeheizt.

Einer nach dem andern verabschiedete sich. Auch der Sagschneider schickte sich heimwärts. Schließlich war der Simerl mit der Wirtin und mit der Kellnerin, die in einer Ecke „napfezte",[1]) allein in der Stube.

„So, iatz is 's auch Zeit, daß i mi hoamzapf'!"[2]) sagte er. „Kellnerin, zahlen!"

Zu seiner großen und freudigen Überraschung erfuhr er jedoch, daß der Sagschneider bereits seine ganze Zeche berichtigt hatte. „Es gibt do no guate Leut' auf der Welt!" erklärte der Simerl gerührt und erhob sich von seinem Stuhl, um die Stubentür zu suchen.

Mit den Worten: „Du wirst do nit bei dem grauslichen Wetter no so an weiten Weg machen wollen!" suchte ihn die Löwenwirtin zurückzuhalten. „Du kannst ja bei uns übernachten!"

„Dös ging' mir ab!" rief der Simerl lustig. „I muß schaun, daß i vor Tagsanbruch hoamlich in mei' Armenkeuschen[3]) z'ruckkomm'! Wenn dö mi in der Fruah nit finden, laßt mi der Vorsteher am End' gar durch'n Nachtwachter austrommeln, ob niamand an Simerl g'funden hat, weil sie mi alle mitanander zum Fressen gern haben!"

Sprach's und war bei der Tür draußen. Im

[1]) einnickte. [2]) heimmache. [3]) Armenhaus.

Anfang wollte es mit dem Gehwerk nicht sonderlich gelingen. Der Simerl hatte entschieden zu viel aufgeladen. Bevor er das Ende des Dorfes erreichte, purzelte er einige Male in den weichen Schnee, raffte sich aber immer wieder energisch empor. Es war ihm ganz glückselig zu Mute. Einen prächtigen Tag hatte er gehabt und dabei keinen Kreuzer Geld gebraucht! Was wollte er noch mehr? Den ganzen Gulden trug er noch im Sack!

Holdrioh! Ein heller Juchzer entrang sich der Kehle des Alten. Das war ja heute ein Leben wie im Himmel.

Zu schneien hatte es aufgehört, aber eisig pfiff der Wind von den Fernern. Den Simerl begann es ordentlich zu frieren. Dabei wurde er aber nüchtern und verfolgte ziemlich stetig seinen Weg. Gegen vier Stunden mochte er so im Schnee dahingewatet sein, als er aus der Ferne schon die Umrisse seines Dorfes auftauchen sah.

Jetzt könnte er wohl ein wenig rasten, dachte sich der Simerl, denn er war „hundsmüd'" geworden. Er hatte gerade eine kleine Waldblöße passiert und ließ sich auf einen beschneiten Baumstrunk nieder. Das tat ihm wohl. Er begann ordentlich „auszuschnaufen" von dem weiten Weg. Und kalt war ihm auch lange nicht mehr so. Ein wahres Gefühl

der Behaglichkeit war über seine „zerlatterten“[2]) Knochen gekommen.

Da klang es dem Simerl, als ob aus dem Dorf herauf Glockengeläute zu ihm geflogen käme. „Jessas!“ dachte er. „Läuten sie gar schon zur Fruahmess'! da mag i schaun, daß i hoamkomm'! Sonst setzt's an Eselsturm ab!“

Er öffnete mühsam die Augen. Die ganze Gegend kam ihm völlig „spanisch“ vor. Wenn man ihn auf der Stelle erschlagen hätte, er würde es nicht gewußt haben, ob es noch Nacht oder schon heller Tag sei. Von dem Wald ihm gegenüber ging ein großmächtiger lichter Schein aus, der immer näher auf ihn zukam. Dem Simerl wurde immer ängstlicher zu Mute. Er wäre am liebsten davongelaufen, wenn er von dem Baumstrunk losgekonnt hätte.

Jetzt vermochte er in dem Lichtschein die Gestalt eines großen Mannes zu unterscheiden, der mit langsamen Schritten auf ihn zuging. Nun stand der Fremde vor ihm. Er trug ein weißes Gewand, das ihm bis an die Knöchel reichte. Unten schien dem Simerl ein goldener Saum um das Gewand zu laufen. Ein wallender Bart und langes, auf die Schultern niederfallendes Haar umrahmten Antlitz und Haupt des Mannes.

[1]) ermüdeten.

Der Simerl erhob sich jetzt und küßte dem Fremden die Hand. „Gelobt sei Jesus Christus!“ murmelte er zitternd.

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte der Fremde mit einer klaren Stimme. Und wieder war es, als ob vom Tale herauf ein gewaltiger Glockenklang dränge und mächtig anschwellend die ganze Welt erfüllte.

„Ihr seid's wohl a hochwürdiger Herr?“ wagte der Simerl die schüchterne Frage.

„Ich bin dein Herr!“ erwiderte der Fremde schlicht.

„Ihr seid's wohl nit von da daheim?“ fragte der Alte wieder. „Wia kommt's denn in dö Gegend?“

„Ich bin von den Toten auferstanden und bringe dir den Frieden!“ ließ sich die Stimme des Fremden vernehmen, dessen Gestalt unter den Waldbäumen zu wachsen schien ins Unendliche.

Ein heftiges Zittern befiel den Armenhäusler. Er sank auf die Kniee und streckte die Hände flehend zu der lichten Gestalt vor ihm empor. „Mein Gott! Mein Gott!“ brachte er mit halb erstickter Stimme hervor. „Nachher seid's Ihr ja unser Herr selber! Und i hab' die Fruahmeß' versäumt! Und statt z' beten, bin i im Wirtshaus g'hockt! I bin do recht a elendiger Mensch!“ Der Simerl brach in ein bitterliches Weinen aus.

Da faßte ihn der Fremde an der Hand und zog ihn empor und sprach zu ihm, daß es der Alte fassen konnte: „Simerl, sei nicht verzagt. Deinen guten Tag auf der Welt hast du eingebracht. Willst du jetzt nicht mit mir kommen?"

„Unser lieber Herr und Gott! Ihr wollt's mi mitnehmen, mi tadelhaftigen Menschen! So guat seid's mit mir — und i weiß nit, wia i's verdian'!" schluchzte der Alte. „I bin ja nia was g'wesen und hab' ja nia was ausg'richt't auf derer Welt herunten! I bin ja meiner Lebtag' grad' so a verlornes Schaf g'wesen!"

„Ich bin der gute Hirt! Und die Letzten werden die Ersten sein!" ertönte da wieder die Stimme des Fremden. Der Alte ging mit gesenktem Haupt mit. Es war ihm so friedlich und still im Herzen geworden. So gut und so feierlich hatte sein ganzes Leben lang noch niemand zu ihm gesprochen.

Und sie wanderten den Berg aufwärts — ins Unendliche — viel weiter, als Menschenfüße tragen — drunten im Dorf aber läutete es zur Wandlung bei der Frühmesse am Ostersonntag. — —

Ausgetrommelt haben sie den Simerl nicht, als man ihn nicht mehr im Armenhaus traf. Aber schon am Vormittag des Ostersonntags fand man ihn tot am Waldrand droben. Der herbeigeholte Gemeindearzt von Fügen im Zillertal konstatierte

einen Herzschlag. Der fremde Maler war auch dabei, als man den alten Armenhäusler brachte.

Da man den Silbergulden beim Simerl fand, meinte einer: „Dös is grad' a Trinkgeld für'n Totengräber!"

„Nix da!" entschied der Armenvater. „Dafür lassen wir dem Simerl a Mess' lesen! Er wird's notwendig g'nuag brauchen können!"

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Die Stiftung, deren Zweck es ist, „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen", begann ihre Tätigkeit i. J. 1903 damit, daß sie an 500 Volksbibliotheken je 20 Bände verteilte, unter denen sich z. B. Fontanes „Grete Minde" — M. v. Ebner-Eschenbachs „Gemeindekind" — eine Auswahl der „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm — Roseggers „Als ich noch der Waldbauernbub' war" — ferner die umstehend genannten 3 ersten Bände der „Hausbücherei" befanden. Im J. 1904 wurden 36 Werke (23 Bände) in je 750 Exemplaren zum gleichen Zwecke angekauft.

Abzüge des Werbeblatts, des Aufrufs, der Satzungen, des Jahresberichts u. s. w. werden von der Kanzlei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel gern übersandt.

Die Stiftung erbittet besonders jährliche, aber auch einmalige Beiträge; erstere sollen nicht zum Kapital geschlagen, sondern fortlaufend mit den Kapitalzinsen ausgegeben werden. Für jährliche Beiträge von mindestens 2 Mk. oder einmalige von mindestens 20 Mk. gewährt die Stiftung durch Übersendung einer ihrer eigenen Ausgaben (nicht der angekauften Werke) Gegenleistung. Wer 25 Mark Jahresbeitrag zahlt, erhält auf Wunsch alle im gleichen Jahre erscheinenden Bände der „Hausbücherei".

Die Beiträge werden in jeder Höhe entgegengenommen von der Deutschen Bank und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen — der k. k. Postsparkasse, Wien, auf Konto Nr. 859112 — der Schweizerischen Volksbank, Bern, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen — dem Kassenwart der Stiftung, Dr. Ernst Schultze, Hamburg-Großborstel.

Alle Briefe, Anfragen u. s. w. werden an den Genannten oder mit der Aufschrift „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel" erbeten.

Hausbücherei

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Bisher sind erschienen folgende Bände:

Bd. 1. Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas. Mit Bildnis Kleists, 7 Vollbildern von Ernst Liebermann und Einleitung von Dr. Ernst Schultze. Preis gebunden 90 Pfg. *6.—10. Tausend.*

Bd. 2. Goethe: Götz von Berlichingen. Mit Bildnis Goethes von Lips und Einleitung von Dr. Wilhelm Bode. Preis gebunden 80 Pfg.

Bd. 3. Deutsche Humoristen. *Erster Band:* Ausgewählte humoristische Erzählungen von Peter Rosegger, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter und Albert Roderich. 221 Seiten stark. Preis gebunden 1 Mark. *6.—10. Tausend.*

Bd. 4. Deutsche Humoristen. *Zweiter Band:* Clemens Brentano, E. Th. A. Hoffmann, Heinrich Zschokke. 222 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 5. Deutsche Humoristen. *Dritter Band:* Hans Hoffmann, Otto Ernst, Max Eyth, Helene Böhlau. 196 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 6, 7. Balladenbuch. *Erster Band:* Neuere Dichter. 495 Seiten. Preis gebunden 2 Mark.

Bd. 8. Hermann Kurz: Der Weihnachtsfund. Eine Volkserzählung. Mit Einleitung von Prof. Sulger-Gebing. Über 220 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 9. Novellenbuch. *Erster Band:* C. F. Meyer, Ernst von Wildenbruch, Friedrich Spielhagen, Detlev von Liliencron. 194 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 10. Novellenbuch. *Zweiter Band* (Dorfgeschichten): Ernst Wichert, Heinrich Sohnrey, Wilhelm von Polenz, Rudolf Greinz. 199 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen vorherige Einsendung des Betrages oder Nachnahme durch die Kanzlei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel (für Mitglieder – s. vorhergehende Seite – portofrei).

Im Januar 1905 werden ferner erscheinen:

Bd. 11. Schiller: Philosophische Gedichte. Ausgewählt und erläutert von Prof. Eugen Kühnemann, Rektor der Königlichen Akademie in Posen. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 12 und 13. Schiller: Ausgewählte Briefe. Mit Einleitung von Prof. Eugen Kühnemann, Rektor der Königlichen Akademie in Posen. 2 Bände. Preis gebunden je 1 Mark.

Inhaltsverzeichnis zu der Sammlung „Deutsche Humoristen"

Erster Band (Hausbücherei Band 3).

Vorwort.
Vischer, Friedr. Theodor: Humor. Gedicht.
Rosegger, Peter: Als ich das erste Mal auf dem Dampfwagen saß.
Rosegger, Peter: Wie wir die Gürtelsprenge haben gehalten.
Raabe, Wilhelm: Der Marsch nach Hause.
Reuter, Fritz: Woans ick tau 'ne Fru kamm.
Roderich, Albert: Nemesis.

Zweiter Band (Hausbücherei Band 4).

Vorwort.
Brentano, Clemens: Die mehreren Wehmüller oder ungarische Nationalgesichter.
Hoffmann, E. Th. A.: Die Königsbraut. Ein nach der Natur entworfenes Märchen.
Zschokke, Heinrich: Die Nacht in Brczwczmcisl.

Dritter Band (Hausbücherei Band 5).

Hoffmann, Hans: Eistrug.
Ernst, Otto: Die Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben.
Eyth, Max: Der blinde Passagier.
Böhlau, Helene (Madame al Raschid Bey): Die Ratsmädel gehen einem Spuk zu Leibe.

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

Author

Title Novellenbuch. Vol. 2.

1868